Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **17 (1935)**

Heft 42

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 18. Oktober 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 42

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postscheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Ehe — ein „endlos Wagen"
Kühne Afrika-Reisende von einst und jetzt
Eine tapfere Kämpferin
Von Wirtschaft und Politik
Gegen ein Vorurteil
Literarische Beilage

Wochenchronik.

Inland.

Wie wir in unserm letzten Wochenbericht bereits antönten, gibt die **Einreichung der Nationalratswahlisten** zu allerhand Gedanken Anlaß: Stehen auch wir vor einer zunehmenden Zersplitterung der Parteien? So sind z. B. im Kanton Zürich 12 Wahllisten eingereicht worden, im Kanton Bern 10 Listen, im Kanton Aargau 6, in Baselland 8, in Schaffhausen 4, usw. An neuen Gruppen treten auf die Freiwirtschaftler, die Jungbauern, die Fronten, die Migrosleute...

Wir stehen offenbar wieder vor einem schweren Winter. Schon jetzt haben wir wieder 70,000 **Arbeitslose** die Zahl derselben nahm im September um 2467 zu, während im letzten Jahr um dieselbe Zeit noch eine Abnahme von 760 zu verzeichnen war. Daß die angekündigte Erhöhung des Brotpreises, der Gries- und Teigwarenpreise zusammen mit den bedeutenden Erhöhungen der Zucker-, Fett- und Oelpreise und der saisonmäßigen Steigerung der Eierpreise die Haushaltungsbudgets empfindlich zu belasten beginnen — man soll nur nicht glauben, daß wir Hausfrauen das nicht spüren — ist für sehr viele eine weitere ernste Sorge.

All dies wird aber überschattet von der gegenwärtig einen großen und schweren Frage: **Die Schweiz und die Sanktionen.** Bundesrat Mottas Rede im Völkerbund vor acht Tagen, in der er die Verpflichtung der Schweiz zur Teilnahme an den Sanktionen nicht für unbedingt erklärte, hat nicht überall Zustimmung gefunden; wie könnte die Schweiz in gegebenenfalls einmal eigener Not die Hilfe des Völkerbundes anrufen, wenn sie jetzt nicht unbedingt zu seinen Satzungen steht? Wenn man kollektive Sicherheit wolle, müsse man dafür auch seinen Preis bezahlen. Aehnlich tönt es auch aus dem Ausland, namentlich aus England. Andere Kreise dagegen — nationale Gruppen — verlangen Einhaltung der absoluten Neutralität und auf keinen Fall Teilnahme an den Sanktionen. Der Bundesrat hält mit seiner Devise „Paktreue und Neutralität" zwischen diesen beiden Standpunkten die Mitte. Beschlüsse hatte er noch keine zu fassen, da die Gegenmaßnahmen noch nicht zu Ende beraten sind. Das vom Völkerbund bereits verhängte Waffenausfuhrverbot wie auch die finanziellen Sanktionen (Kreditsperre usw.) dürften unseren Behörden nicht zu großes Kopfzerbrechen verursachen. Wir haben keine bedeutende Waffenindustrie und Italiens Kreditwürdigkeit hat sich in der letzten Zeit nicht unwesentlich verschlechtert, namentlich auch im Verhältnis zu uns. Dagegen dürften die wirtschaftlichen Sanktionen uns unter Umständen recht hart treffen. So wird z. B. die Frage des Transitverkehrs der Gotthardbahn im Falle von Sanktionen gegenwärtig viel besprochen. Solange der Brenner offen bleibt (Oesterreich will sich bekanntlich an den Sanktionen nicht beteiligen), käme einer Sperre des Gotthards nur grundsätzliche nicht aber wirkliche Bedeutung zu und unsern Bundesbahnen würde ohne Nutzen ein Schaden von vielen Millionen zu ihrer ohnehin schon so schlechten Lage zugefügt, denn der Transitverkehr nach Italien beträgt volle sieben Achtel unseres gesamten Transitverkehrs. Solche und ähnliche Fragen, auch die Frage der Reaktion Italiens, hängen gegenwärtig drohend über unserer Volkswirtschaft.

Ausland.

In der **Völkerbundsversammlung** haben zu Ende letzter Woche von 54 Staaten 50 (ohne Oesterreich, Ungarn, Albanien, Italien) keinen Einspruch gegen die Verurteilung Italiens als Rechtsbrecher erhoben. Damit ist das Urteil von Genf rechtskräftig geworden. Die Versammlung übertrug die Vorbereitung und Durchführung der daraus sich ergebenden Konsequenzen, nämlich die damit automatisch eintretenden Sanktionsmaßnahmen, einem aus je einem Vertreter der 50 Staaten gebildeten „Großen Sanktionskomitee". Dieses betraute ein engeres „Kleines Sanktionskomitee" mit der Prüfung der einzelnen Maßnahmen und dieses wiederum setzte verschiedene Unterkomitees für die einzelnen Teilfragen ein. Bis heute haben diese — und das „Große Sanktionskomitee" hat sie bereits gebilligt — die Frage des Waffen- und Munitionsausfuhrverbotes nach Italien (mit Einschluß der für die Kriegswirtschaft notwendigsten Rohstoffe) und die Aufhebung des Waffeneinfuhrverbotes nach Abessinien bereits geregelt, ebenso die Frage der sogenannten finanziellen Sanktionen. Darnach darf kein Land an Italien weder Waffen im weitesten Sinne liefern, noch irgendwelche finanzielle Unterstützung, sei es in Anleihen, Krediten oder sonstigen Kreditoperationen, gewähren. In Nachachtung dieser Beschlüsse haben bereits England, Belgien, Holland, Schweden, Polen, Griechenland und Kuba die Aufhebung des Waffeneinfuhrverbotes nach Abessinien und das Waffenausfuhrverbot nach Italien beschlossen. Gegenwärtig berät das Unterkomitee für wirtschaftliche Sanktionen einen von Eden vorgelegten Plan auf Sperrung der gesamten italienischen Ausfuhr, die in die Völkerbundsländer doch immerhin an die 75 Prozent beträgt. Ein anderes Komitee befaßt sich mit Hilfsmaßnahmen an solche Staaten, die von den Rückwirkungen der zu ergreifenden Sanktionen besonders hart getroffen werden.

Die immer auffälligere **Zurückhaltung Frankreichs** in der Sanktionsfrage und die zunehmend heftige „antisanktionistische" Sprache der französischen Oeffentlichkeit erregen in England Besremden und Besorgnis. Sir Austen Chamberlain, der frühere Außenminister, ließ in einem kürzlichen Interview an den „Paris Soir" unverhohlen durchblicken, daß, wenn Frankreich zögere, sich an Englands, d. h. des Völkerbunds Seite zu stellen, England bei einem etwaigen künftigen Angriff Deutschlands auf Frankreich sich seiner Paktverpflichtungen entbunden halten würde. Frankreich befindet sich zweifellos in einer sehr schwierigen Situation und man versteht, wenn Laval wie es heißt, neuerdings große Anstrengungen machte, um dem ausgebrochenen Krieg ein Ende zu bereiten.

Vom Kriegsschauplatz sind nennenswerte Vorgänge nicht zu melden. Unsere Leserinnen werden es als Frauen auch verstehen, wenn wir uns damit auch nur im „Notfalle" befassen.

Neben den Vorgängen um Italien-Abessinien vermochte die **Staatsumwälzung in Griechenland** nur ein vorübergehendes Interesse auszulösen. Die bisherige republikanische Regierung Tsaldaris, die zwar schon seit längerm zur Monarchie hintendierte und auch auf Anfang November eine Volksabstimmung über die Frage angeordnet hatte, trat zurück, und die neue Regierung — eine Regierung der Generäle — ließ durch die Nationalversammlung die Einführung der Monarchie erklären.

Cliché Nationalzeitung

Irene Harand
Eine Kämpferin gegen Rassenhaß und Menschennot.
(Siehe Artikel „Eine tapfere Kämpferin", Seite 3.)

Zusammenarbeit und Solidarität.

Von Clara Nef.*

Wenn wir die Arbeit innert unserer Frauenvereine und -Verbände, wie sie bei uns ganz allmählig und aus den örtlichen Verhältnissen heraus entstanden ist, aus ihrem zufälligen Nebeneinander in ein wohl überlegtes Miteinander überführen, wenn wir aus der ungefähren Gliederung eine sachdienliche Teilung, aus der Kräftezersplitterung eine Kräftestärkung erreichen wollen, dann ist es notwendig, daß wir bereit sind, immer und überall offene Aussprachen herbeizuführen, wobei wir nicht nur zur absolut objektiven Würdigung der gesamten Sachlage bereit sein müssen, sondern auch dafür, von des andern Gesichtspunkt aus an die Frage heranzutreten und nachzugeben, wo immer es ohne Schaden an der Sache selber geschehen kann.

Anpassung.

Nie dürfen wir auf das Recht des Aeltern, des länger Bestehenden pochen, — es kann sein, daß wir einen Teil unserer Bestrebungen andern überlassen müssen — daß eine jüngere Organisation eine ältere überholt, daß zwei Institutionen mit Vorteil sich zusammenlegen — wenn es für das Ganze gut ist, so dürfen nie persönliche Interessen, ängstlich gehütete Lieblingsideen und Steckenpferde hindernd sein.

Die Form ist ja immer wandelbar, wir sind allerdings verpflichtet, dem Grundgedanken treu zu bleiben, aber wir dürfen nie in der Form erstarren, die nach den verschiedenen Zeitläufen auch ganz verschieden sein kann, — wer weiß, vielleicht stößt ja auch die junge Generation, deren Fernsein wir heute so sehr bedauern, einmal zu uns in einer völlig andern Form, die uns heute noch fremd ist, die für ihre Zeit aber ebenso gerechtfertigt sein wird wie für unsere Zeit die Unsrige; — mögen wir den Augenblick wahrnehmen und elastisch genug sein, uns umzustellen, uns anzupassen, uns zurückzuziehen, falls es nötig sein sollte, wenn nur die Arbeit, die große Idee, in deren Dienst wir stehen, sich ungefährdet weiter entwickeln kann! —

Es kann ja allerdings auch sein, daß wir einmal verzichten auf eine Arbeit und deren Ausführung, wo wir uns wirklich als den Vater (oder die Mutter) des Gedankens fühlen und es darum nicht ohne leisen Schmerz abgeht, das geistige Kind von uns zu geben, um es unter fremden Namen aufwachsen zu sehen. Wenn aber andere Kräfte und Impulse zu freudiger selbständiger Arbeit dadurch geweckt und Entwicklung und Ausführung nicht auf eine andere Linie abgebogen werden, so wollen wir auch dafür bereit sein. Wenn nur das Gute getan wird, ob wir oder ob andere es tun, ist Nebensache. — Wir wollen ja doch das Gute um seiner selbst willen, nicht um die Ehre des Erfolges willen, der allfällig daraus entstehen könnte!

Kritik.

Wir haben ja überhaupt noch fortwährend zu lernen in dieser Arbeit um große, allgemeine Ziele, die noch nicht durch Tradition und Gewohnheit erhärtet ist; wenn wir den Finger auf schwache Stellen legen, so ist es nicht um Zweifel zu erwecken an der Aufgabe und Sendung der Frau, sondern um uns alle dafür besser zu rüsten. Wir wissen, daß unsere größere Subjektivität uns oft die völlig objektive Sicht erschwert, daß wir mehr Mühe haben, über uns selber hinweg zu kommen. — Wir halten uns drüber auf, wenn Männer imstande sind, in Versammlungen sich die größten Grobheiten an den Kopf zu werfen und nachher gemütlich bei einem Glase Bier zusammensitzen. Und wir verfallen ins Gegenteil, wir können so vielfach das Sachliche nicht vom Persönlichen trennen

(Fortsetzung auf Seite 2.)

* Der Vortrag an der Generalversammlung des Bund Schweiz. Frauenvereine in Wädenswil enthielt ein „Programm", eine Darstellung der notwendigen grundsätzlichen Haltung im Arbeiten. Wir verdanken der Verfasserin den uns hier zur Verfügung gestellten Auszug.

Gegen den Krieg.

In unserer letzten Nummer haben wir von dem Vorhaben der Holländerinnen berichtet, welche der Bitte der Kaiserin von Abessinien an die Frauen Europas, mit ihr um den Frieden zu beten, entsprechen wollen. Die

Stunde des Gebets,

wie sie von den Frauen aller Länder erbeten ist, wird auch viele von uns in Gedanken vereinigen. In Zürich z. B. wird am Sonntag von allen Kanzeln der reformierten Kirchen der nachstehende Aufruf verlesen und ein Abendgebet in der Fraumünsterkirche von B. D. M. Rosa Gutknecht gesprochen. Der Aufruf lautet:

Die Frauen von Holland haben sich an eine Anzahl von Schweizer Frauen gewendet mit der Bitte, mit ihnen gemeinsam um den Frieden der Erde zu beten. Was könnten Frauen auch anderes tun angesichts der Ratlosigkeit der Großen und angesichts der Taten, die heute geschehen, als eben beten. Das aber wollen sie tun, denn Gebet und Fürbitte sind noch immer eine Macht.

So bitten wir alle Frauen, Sonntag, 20. Oktober, abends zwischen 20.30 Uhr und 21.30 Uhr, d. h. ungefähr gleichzeitig mit den Holländerinnen und vielen anderen Frauen, im Geiste vereinigt um den Frieden auf der Erde zu beten. Es soll und will keine Veranstaltung, kein Vortrag, kein Richten und Schüberheben, kein Diskutieren und Politisieren, keine Propaganda für irgend eine menschliche Organisation oder Institution sein. Darum kann es jede bei sich daheim allein oder mit ein paar Gleichgesinnten zusammen tun. Alle diejenigen reformierten Frauen

Wer sich mit Liebe wappnet, der besiegt den Zorn, das Elend, Zwang und Mißgeschick!
Michelangelo Buonarotti

Mein wilder Garten.

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Vielfieber Wald, in dumpfen Jugendtagen.
Ich hatte dir getrümmten Glücks so viel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.
Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen.
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort.
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.
C. F. Meyer.

In den Gärten starren tote Stauden neben vollen Asterbüschen, blinkt da und dort noch eine gelbe Sommerblume, dunkeln die letzten Rosenknospen, die nicht mehr aufgehen wollen in der Nebelluft, liegen Haufen dürren Laubes; und wo des Sommers fröhlicher Flor sich breitete, liegen umgeworfene uniörmige Schollen, oder höchstens birgt ein sauber gebnetes Beet ferne, ferne Frühlingshoffnungen. Da unten ist der Herbst trüb und melancholisch; ungewisses, aber mildes Licht lockt hinauf zu jenen Höhen, wo er heiter leuchtet.

Ueber den letzten Häusern — ach, sie kriechen schon gar so weit hinauf in die einst so einsame Stille — führt ein Weglein schmal und steil wie gradewegs in den Himmel hinein. Zwischen hohen Halmen geht's im Sommer hinauf, jetzt hangen Tropfen an braunen, schmächtigen Gräsern und toten Blumenstengeln. Und wo ein Meer von weißen Blumensternen wogte, da locken ein paar verlorene Sternchen, den leuchten Hang zu erklettern. Ein paar mattrote Blumen stehen daneben, die ich im Sommer verschmäht hatte, als ich aus seiner bunten Fülle die reichen Sträuße band. Jetzt pflücke ich sie zu dem bescheidenen Bündel, das sich — so war es noch jedes Jahr — langsam füllt zu des Herbstes allerletztem, allerschönstem Strauß. Das Himmelsweglein mündet auf leerem Feld, von dem man den See und die ferne Stadt unter seinem Dunst schimmern sieht, aber am nahen Bergsaum ist ein fröhliches Klingen von Gold und Rot lodern Fackeln und ragen glühende Fahnen aus der Tannen kühlem Grün. Wenn an Sommertagen der Fuß sich müde gelaufen auf rissigen, harten Fedwegen, die Stirne heiß war vom Blumensuchen zwischen hohen knisternden Halmen, zog meines Waldes grünes Rauschen mich in seine Tiefen. Jetzt winkt er mit all seinen Fahnen und Fackeln, aus der toten braunen Heide, die keine Blumen mehr hat und keine Schmetterlinge, einzutauschen in seinen wild und hoch und farbig rauschenden Garten, drin die Geister des Waldes ihren Totentanz feiern, angetan mit Gewändern von Gold und Scharlach. Sie winken und rufen so lange, bis ich mit erdbeschwerten Füßen den pfadlosen Pfad übers Moor hinfasse, das Sommers einem schwellenden Polster glich, auf dem der Fuß über singenden Wassern trocken federte, hinein in den Wald auf einem Weg, der für viele bald ausgeht, die jenen schmalen dunklen Steig nicht kennen, der jahraus, jahrein gleich finster und kahl zwischen erstickten Fichtengezweig über Nadeln und Moos bergan führt, vorüber an verwitterten Meilensteinen, die einem verwunschenen Kirchhof gleichen. Grade dann, wenn die Stille schwer und die Einsamkeit beängstigend wird — an lichten Tagen, wenn fern das Wiesengrün durch die enge Mündung schimmert, auch ein wenig früher — trete ich hinaus auf die rings umrahmte Waldwiese. Elstern flattern aufgeschreckt an mir vorbei, drei Rehe stehen lauschend und äugend und setzen dann mit wundervollen leichten Sprüngen davon, ehe ich mich recht zu rühren wage in der atemlosen Freude, die mich immer befällt, wenn ich scheues Getier des Waldes nahe belauschen kann. Nun ist wieder einsame Totenstille an dem Ort, wo ich des Sommers immer und immer wieder mein „Immensee" erlebe, wenn die heiße Stille erfüllt ist vom Duft der Gräser und Blumen, vom tausendstimmigen Gesumm und Geziv, wenn die Luft von Faltern erfüllt ist und der Grund von hüpfenden Heuschrecken lebt, daß die Halme und die Blütenköpfchen doch sich regen, wenn auch kein Luftzug weht und die Sommerluft heiß und still zwischen den Tannensäumen steht. Nie habe ich meine Wiese betreten, daß sie mir nicht einen köstlichen Strauß geschenkt; denn es ist eine wunderreiche und geheimnisvolle Wiese, und wer weiß, ob nicht auf ihr auch irgendwo die blaue Wunderblume wächst unter den Eziansternchen des Frühlings, den nickenden Glockenblumen des Juni, den seltsam süß und betäubend duftenden Orchideen oder den dunkelschwebenden Kronen der Akelei. All diese Blumen sind nun tort aus der feuchten Herbstheide; noch immer ist mein Strauß schlank und farbenarm. Aber nun schenken die Büsche am Waldrand mir ihr rotes, gelbes, braunes und schwarzes Gezweig, daß bald vielfarbiges raschelndes Laub die armen letzten Wiesenblumen dicht umschließt. Mancher Zweig zwar schüttelt, indem ich ihn breche, sein trügerisch leuchtendes Gewand ab und liegt als nacktes Reis in meiner enttäuschten Hand. Mancher leuchtet von weitem goldigbraun und ist feucht und tot, wenn ich ihn fasse. Das sind die Geister des Waldes, die vor mir herhuschen, mich necken und hinterm raschelnden Gezweig kichern, wenn sie mich in wegloses Dickicht und nasse Gründe verlocken. Eine hohe, einsame Birke läßt ihre goldenen Schleier niederwehen, aber nicht für mich, die nur die äußersten Zipfel fassen könnte. Doch weiß sie mir den Weg zu einem Busch, in dem rote Beeren aufglühen; ich pflückte sie trotz ihren kahlen Zweigen, als Blumen für das Blätterviecierlei meines Straußes. Ein ferner Sommertag in fremdem Wald kommt mir in den Sinn. Aus einer Lichtung blitzte im Vorübergehen ein voller, glühendroter Beerenstrauch. Es war ja noch hoher Sommer, noch gab es Blumen auf allen Pfaden, noch standen volle Rosenbüsche in allen Gärten, und über den Feldern lag nur soviel Herbstahnung, daß des Sommers Glück von ihr seine ernste Weihe empfing. Dennoch mußte ich dann auf einmal stillestehn und dem roten Strauch in Waldestiefe nachsinnen, als ob er ein unwiederbringliches Glück gewesen, versäumt und verschmäht, nun ewig ferne leuchtend.

Jenseits meiner Wiese dehnt sich mein Märchenwald, dessen grüne Domestiefen immer wie von grauen Schleiern durchweht sind, bis das lichtgefüllte Auge sich an sein Düster gewöhnt hat. Manchmal sliegt hier ein Reiter am einsamen Waldgänger vorbei, und neben ihm huschen all die Geister vorüber, von denen man, wenn das Getrappel verhallt, nicht weiß, sind es Lieder, Märchen, Geschichten oder verborgene, unerfüllbare

aber, die gerne in sichtbarer Gemeinschaft sich unter ein gemeinsames Gebet sammeln und mit einander still sein möchten über dem Anliegen des Friedens, für diese hat die Kirchenpflege Fraumünster in freundlicher Weise ihre Kirche zur Verfügung gestellt. Wer an diesem gemeinsamen Gebet teilnehmen will, möge sich heute abend auf 20,30 Uhr im Fraumünster für eine halbe Stunde einfinden.

Frauen, die der Anregung der **Holländerinnen Folge** geben.

Fortsetzung: Zusammenarbeit und Solidarität.

und eine Diskussion in einer Sitzung, wo grundsätzliche Meinungen einander gegenüber stehen, nicht ohne leise Empfindlichkeit ertragen. Wir sind leichter geneigt, in leidenschaftlicher Parteinahme für die eine Seite einer Angelegenheit der andern gegenüber ungerecht zu werden, zu urteilen, bevor wir gründlich geprüft, zu kritisieren oft nur aus Freude an der Kritik!

Kritik gehört ja mit zur fruchtbaren Arbeit, sie ist notwendig und am Platze, wenn sie am richtigen Ort, an der Adresse, für die sie bestimmt ist, angebracht wird. Aber sie wirkt zersetzend, wenn sie so halb im Verborgenen laut wird und weitergetragen aus den Reihen der Beteiligten hinaus in die Kreise jener, die nur zu begierig sind, sie aufzufassen und uns zehnfach verschärft gegen unsere ganze Bewegung überhaupt ins Feld zu führen. Mit jeder unaufrichtigen Kritik greifen wir nicht nur die Betreffenden selber an, wir schaden unserer eigenen Arbeit, denn sie ist ja ein Teil dieses Ganzen, und wir sind dann selber mitschuldig, wenn es nicht so vorwärts geht mit unsern Bestrebungen, wie wir hofften und die Achtung und Anerkennung unserer Bemühungen nicht so unbedingt ist, wie wir glaubten erwarten zu dürfen. Wir wollen überall da, wo wir mit dem Vorgehen und dem Arbeiten der andern nicht recht einverstanden sein könnten, versuchen, selber vermehrt mitzutun und vermehrte Verantwortung auf uns zu nehmen, vielleicht vermögen wir dann wirklich etwas zu ändern und zu bessern, vielleicht aber auch lernen wir einsehen, warum es eben so ist und nicht anders, warum der eine Ausweg ergriffen wurde, weil ein anderer nicht gangbar war.

Nun haben wir allerdings manchmal auch mit Organisationen zu tun, in deren Arbeitsgebiet wir eben nicht selber eingreifen können, und wo wir doch oft berechtigten Grund zur Unzufriedenheit zu haben glauben. Wir wollen aber auch da uns alle nur denkbare Mühe geben, zu verstehen, und wenn wir wirklich nicht mehr billigen können, zu versuchen, am richtigen Ort darüber zu reden, offen und mit der Anteilnahme und Liebe, die wir der Sache entgegenbringen. Manchmal erreicht man mit diesem ehrlichen geraden Vorgehen doch weit mehr, als man zu hoffen gewagt hätte, aber selbst da, wo wir eben nicht im Frieden bleiben können, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt, besteht wohl doch das einzige Mittel, ihn langsam zu gewinnen in unserer absoluten Loyalität, die es vermeidet, Außenstehenden gegenüber auf seine Fehler hinzuweisen. Denn wir dürfen und können es uns nicht leisten, nach außen den geringsten Beweis von Uneinigkeit und Animosität unter unsern Frauenverbänden zu liefern, nicht bloß weil unsere Stellung heute umstrittener ist als je und weil, wie schon gesagt, die Zahl jener nur allzu groß ist, die nur darauf warten, daß ein Versagen unsererseits ihnen die willkommene Angriffsfläche biete, sondern auch um der andern willen, die sich nicht freuen über Mißtöne und Dissonanzen, die an uns glauben, die im konzentrierten Frauenwillen die letzte Kraftreserve sehen, die im Kampf um die gefährdetsten Menschheitsgüter noch aufzubieten wären. Ein Beweis der Lieblosigkeit, der Unverträglichkeit unsererseits wiegt schwerer als selbst ein taktischer Fehler.

Arbeitssolidarität.

Ein weiteres, das wir uns angelegen sein müssen: wir dürfen nicht die einzelnen in unsern Reihen zu stark belasten. Wir lassen es meist ruhig geschehen, daß Einzelnen, die sich in der einen oder andern Beziehung besonders geeignet oder befähigt erwiesen haben, immer wieder Neues aufgeladen wird, es ist am bequemsten so, man weiß, es wird gut gemacht, man findet, jene habe ja Uebung und man entlastet somit sein Gewissen, das einem ganz deutlich vernehmbar zuraunt, man wäre eigentlich verpflichtet, auch seinerseits ein Mehreres **an Arbeit und Belastung auf sich zu nehmen.** Was braucht es oft für unendliche Mühen, bis nur ein kleines Aemtlein in irgend einem Frauenverein besetzt ist. Was gibt es alles für unglaubliche Ausreden, warum man nicht kann oder mag, oder sich nicht fähig fühlt, oder nicht darf. Und dabei gibt es doch nur eine Kernfrage zu stellen: Ist das Fortbestehen des in Frage stehenden Vereins oder dessen Arbeit notwendig oder nicht? Wer es verneint, nun, der möge eben den Posten unbesetzt lassen und die Verantwortung für das Aufhören der Arbeit auf seine Schultern nehmen; wer es aber bejaht, der muß mit diesem Zugeständnis auch bereit sein, seinen Anteil an Lasten auf sich zu nehmen und muß es irgendwie mit seinem Alltagspensum an Arbeit vereinigen können. Und bei näherm Zusehen geht es meistens doch! Wie manche Viertelstunde verstreicht noch ungenützt, wie manche persönliche Liebhaberei läßt sich noch ein wenig einschränken, wie manches läßt sich überhaupt vereinen, wenn man sich aus der Neigung zu geistiger Bequemlichkeit ein bischen energisch aufrüttelt.

Umsonst hat man eben gar nichts auf der Welt, nicht einmal die Zugehörigkeit zu einer Idee. Auch das verlangt Mitverantwortung und Mitarbeit! Niemals aber dürfen wir uns mitschuldig machen am Versanden, am Verflachen einer Bestrebung dadurch, daß wir es ruhig geschehen lassen, daß einzelne alles tun müssen, bis diese Einzelnen das Ganze eben nicht mehr richtig tun können und die mißlichen Folgen sichtbar werden. Oder bis das Eine vor dem Uebermaß der Arbeit zusammenbricht, plötzlich ganz ausschalten muß und niemand sich in der überraschenden Sachlage zurecht zu finden weiß. Abgesehen davon, daß ein Gedanke nur dann sich fruchtbar auszuwirken vermag, wenn er sich auf einen weiten Kreis verantwortungsbewußter Träger stützen kann, eine Organisation, in der eine alles tut und die andern nur zahlende Mitglieder sind, ist zum vornherein auf den Aussterbeetat gesetzt.

Wir sind aber nicht nur zur Solidarität verpflichtet in der Arbeit unserer Verbände, sondern vor allem auch zwischen jedem einzelnen unter uns. Und es scheint mir, als ob dies in der heutigen Zeit beinahe noch schwerer wäre als das erstere. Ein jedes steht durch seine Familienbindung mehr oder weniger in Beziehung zu irgend einer Interessengruppe und es fällt manchem nicht immer leicht, sich den Blick klar und die Stimme des Herzens unbeirrbar deutlich zu erhalten für das, was es der Gesamtheit unserer Geschlechtsgenossinnen schuldig ist. Nicht ohne tiefes Erschrecken konstatiert man, daß da und dort selbst die Spannung zwischen verheirateter und unverheirateter Frau wieder schärfer geworden ist. Manche im Erwerbskampf stehende, alleinstehende Frau will der verheirateten Frau das Recht auf Selbstbestimmung nicht mehr zuerkennen und manche verheiratete Frau sieht in jedem lernenden, strebenden jungen Mädchen und jeder selbständig Berufstätigen eine allfällige Konkurrenz für Mann und Söhne und will nur das, was in ihre eigene Sphäre hineingeht, als zulässig für andere weibliche Wesen gelten lassen.

Niemand verkennt die Tatsache, daß die gegenwärtige Notlage groß ist (man weiß auch, daß ungerechtfertigte Auswüchse bestehen) und man läßt keinerlei Anstrengung unversucht, um eine Arbeitsteilung zu schaffen, die junge Leute beiderlei Geschlechts den Mangelberufen zuführt. Dauernd und gründlich hilft man aber nicht dadurch, daß man versucht, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, daß man mühsam Errungenes leichtfertig wieder preis gibt und gewesene Zustände heraufbeschwören will, die sich eben doch ganz anders auswirken würden, weil wir selber und die Verhältnisse anders geworden sind, sondern nur dadurch, daß wir das Verantwortungsgefühl in jedem einzelnen zu stärken suchen, damit jedes sein Tun in die großen Zusammenhänge hineinzustellen lerne und aus freiem Pflichtbewußtsein heraus auch seinen Anteil an Anpassung oder Verzicht auf sich nehme.

Mehr Solidaritätsempfinden, auch in ungezählten anscheinend nebensächlichen Dingen des Alltags! Denken wir nur an das große Problem des hauswirtschaftlichen Dienstjahrjahres, ob es sich volkswirtschaftlich so auswirken wird, wie wirs von ihm erhoffen, hängt davon ab, ob wir Frauen für einander einzustehen bereit sind und einsehen, daß wir nicht nur an unsern eigenen Kindern zu Erziehungsarbeit verpflichtet sind, oder denken wir an den Einfluß der Frau als Konsumentin. Heimarbeit — Handarbeit — Frauenarbeit — diese Begriffe decken sich ja fast **vollständig, wer die Konsequenzen daraus zu** ziehen bereit ist, muß sich allerdings zum vornherein klar sein, daß es ohne Opfer nicht abgeht. Denn wer sich heute ernsthaft vornimmt, vor allem Dinge zu kaufen, die unter gerechten Arbeitsbedingungen gemacht worden sind, die einem wenig begüterten Menschenkind die bescheidene Möglichkeit zu einem menschenwürdigen Auskommen bieten sollen, der muß mehr dafür auslegen, und das ist ein Umstand, der heute bei den meisten Leuten ins Gewicht fällt. Aber wir kommen nicht um diese Forderung herum, denn die praktischen Folgen sind ganz bedeutend und die geistigen vielleicht nicht weniger. Man nehme nur nie an, daß irgend etwas unbeobachtet und ohne Wirkung bleibe, was wir sagen oder tun, man weiß nicht, warum da eine Frau, die sonst unsere Vorträge besuchte, ihnen nun plötzlich fern bleibt, eine andere aus einem Verein austritt und bei näherm Zusehen erweist es sich, daß dem schlichten Rechtsempfinden eines einfachen Gemütes die Dissonanz zwischen theoretischer Einstellung und praktischem Tun nicht tragbar erschienen ist. Und vielleicht handelt es sich gar nicht um denselben Menschen; aber es ist ja immer so, ein begangener Fehler wird nicht nur dem Fehlenden selbst zur Last gelegt, sondern dem ganzen Kreis, in dem er steht. Wenn wir in irgend einem Punkte unserer Verpflichtung zur Solidarität nicht treu geblieben sind — sei es in Wort oder Tat — so haben wir es nicht nur uns und dem Betreffenden selbst zu Leide getan, wir haben damit in die sorgsam gehütete Umfriedung unserer Idee eine Bresche geschlagen, wodurch zerstörende und zersetzende Elemente viel ungehemmter eindringen können.

Treue halten.

Und endlich müssen wir bereit sein, immer und wo es auch sei, in der ganzen Tragweite, die diese Forderung in sich schließt, die geistige Verantwortung auf uns zu nehmen. Auch dann, wenn z. B. unsere Bewegung angegriffen wird in der Kritik an einem Menschen, mit dessen Tun wir tatsächlich nicht restlos einverstanden sind und wo es dann einigen Mut braucht, das „dennoch" auf uns zu nehmen und uns selber zur Zielscheibe des Angriffs zu machen. Aber man kann sehr wohl einen Fehler zugeben und doch den Gedanken, der dem Ganzen zugrunde liegt, verteidigen, man kann der Idee Treue halten, selbst wenn menschliche Unvollkommenheiten nebenher laufen. Nur eindeutige, unerschrockene Stellungnahme bewahrt uns davor, unsere gesamten Bestrebungen in Halbheit und Kraftlosigkeit versinken zu lassen und hilft uns, ihnen langsam die Achtung und die Einsicht von Außenstehenden zu erringen, die sie eben doch notwendig brauchen zu ihrer endlichen Verwirklichung.

Keine Zeit kann von sich selber ermessen, wo ihr Gutes und ihre Schwäche liegt. Auch wir können es nicht. Eine spätere Generation wird erst über uns das Urteil fällen, ob wir, die Träger der heutigen Phase der Frauenbewegung, ihren Gehalt vertreten oder ob wir ihn verzettelt haben. Wir können uns nur darum mühen, die Aufgabe, die die heutige Stunde an uns stellt, zu erkennen und darnach zu tun. Vielleicht liegt sie ja nicht so sehr in Taten als im Sein. Aeußere Geschäftigkeit ist nicht immer der Gradmesser für den inneren Wert und äußere Erfolglosigkeit braucht nicht unbedingt Stillstand zu bedeuten.

Wir wollen in die Tiefe gehen, wo wir nicht in die Breite gehen können. Wir wollen die Möglichkeiten voll ausnützen, die uns gegeben sind und wir wollen nie vergessen, wo die stärkste Kraft liegt in aller Arbeit für und mit den Menschen: in der Liebe, die wir untereinander haben.

Ehe — ein „endlos Wagen".*

„Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie, auch Fürchten ist ihr selig,
Denn all ihr Glück, was ist's? — ein endlos Wagen."
(Mörike)

So kündet der Dichter, und auch wir dürfen die Schwierigkeiten der Ehe für moderne Menschen nicht verschweigen. Bekanntlich bleibt ihre Wirklichkeit oft weit zurück hinter ihrem Sinn und Soll. Zum Beispiel in den zahllosen Fällen, wo sie lediglich um materieller Vorteile willen geschlossen und zum Geschäft erniedrigt **wird. Oder in jenen anderen, wo dies nicht ge**schieht, aber dennoch der Feingehalt echter Liebe gering ist gegenüber dem Gewicht von Nüchlichkeitserwägungen. Oder auch bei „Vernunftehen", die etwa um der Familiengründung willen, aber ohne eigentliche Zuneigung geschlossen werden. Auch solche Ehen können als Pflichtgemeinschaften im Verlauf des Lebens einen über ihren Ansatz hinauswachsenden Wertgehalt gewinnen. Jedoch bleiben sie meist Teilverwirklichungen, denen ein Mangel anhaftet. Wiederum andere Ehen werden durch die Illusion jugendlicher Leidenschaft gestiftet, deren Abblühen die Erkenntnis zurückläßt, daß ihnen die Tragkraft tief gegründeter Zugehörigkeit der Gatten fehlt. Aber selbst dann, wenn die richtige Liebe Mann und Frau vereinigt, ist damit durchaus kein mühelosses Miteinander gewährleistet. Auch die glückliche Ehe ist keine bequeme Ruhestatt, sondern gleich einem Schiff, das im Wogengang der Gefühle mit steter Wachsamkeit an den Klippen äußerer und innerer Schicksale vorbeisteuert. Und gerade darin, daß sie ein Wagnis ist, besteht ihre Großartigkeit.

Viele Ehen scheitern an den von außen auf sie einstürmenden Nöten und Sorgen: Unglück, Armut und Krankheit, viele unabhängig davon nur an den Mängeln der menschlichen Natur. Wir wollen hier nur von solchen, aus inneren Gründen entstehenden und eben deshalb vermeidbaren Fährlichkeiten sprechen.

*

Es ist nicht leicht, die lange Reihe gemeinsamer Alltage zugleich harmonisch und gehaltvoll zu gestalten. Es ist erst recht nicht leicht, einander täglich nahe zu sein und doch so viel Abstand zu halten, daß keiner den andern bedränge. Jeder Gatte bleibt auch bei innigster Vergemeinschaftung ein nach eigenem Gesetz angetretenes Selbst. Jeder besitzt seinen eigenen Rhythmus von Ruhe und Wachheit, Frohsinn und Ernst, von Ebben und Fluten der Gefühle. Jeder soll volle Hingabe üben und zugleich seine Eigenständigkeit wahren als die selbstverantwortliche Person, die er ist. Jeder Gatte hat Sorge zu tragen, daß weder er selbst noch der geliebte Partner sich fallen lasse in Herzensträgheit und selbstische Gewohnheiten, die das nahe Zusammenleben entzaubern und belasten. Auch gesitteten Menschen droht stets die Gefahr, daß sie sich in der Sicherheit des Alltags zu wenig Mühe miteinander geben.

Es gibt Schwierigkeiten, die noch tieferen Quellen entspringen: verschiedenartige Temperamente, verschiedenartige Erfahrungen und Einsichten, die sich in den zahllosen, gemeinsam zu treffenden Entscheidungen gegeneinander wenden und doch zum Einklang gebracht werden müssen. Niemals kann ein Gatte nur Widerhall des andern sein, stets treten Situationen ein, in denen er Gegenpart sein muß. Damit solche unvermeidlichen Kämpfe nicht zur Entfremdung, sondern zu stärkerer gegenseitiger Durchdringung führen, bedarf es nicht nur der Liebe als Lehrmeisterin, sondern auch der Achtung vor den Gefährten und der Bereitschaft, ihn als ebenbürtige Person anzuerkennen. — In dieser Hinsicht ist von früheren Generationen viel an dem weiblichen als dem schwächeren Geschlecht gesündigt worden. Frauen und Kinder galten bekanntlich jahrtausendelang als Besitz des Mannes, über den er Herrschaftsrechte ausüben durfte. Reste dieser Auffassung bestimmen noch heute den Bau unseres Familienrechts und nicht selten die eheliche Gesittung. Aber die Zartheit und Rücksicht des gegenseitigen Verhaltens der Gatten hängen davon ab, daß der Mann seine Frau nicht als ihm untergeordnet, sondern als ebenbürtigen Menschen betrachtet, daß die Frau den Antrieb fühlt, ihm nicht nur Dienerin und Hausfrau, sondern Gefährtin auf dem langen Wege zu menschlicher Reifung zu sein. Geschieht das nicht, so wird die Ehe in der Tat auf die Länge der Jahre eine höchst banale, der Befriedigung von Bequemlichkeitsbedürfnissen dienende Einrichtung, als welche sie den Hohn verdient, mit dem geistreiche Menschen sie übergossen haben.

*

Die eheliche Liebesgemeinschaft verlangt das Zueinanderstehen, Sicheinfügen, die tiefe Solidarität und Opferbereitschaft — mit eigensüchtiger Willkür und dem Drang des einzelnen, sich genießend auszuleben, ist sie nicht vereinbar, aber auch nicht mit dem Hang zur Bequemlichkeit. Inneren Beistand auf dem langen Wege zu menschlicher Reife gewähren Gatten einander nicht nur durch bejahende Hingabe, sondern ebenso durch Kritik und Widerstand,

* Aus „Die Frauen und die Liebe", von Marianne Weber (Verlag Langewiesche, Königstein i. T.).

Wünsche aus uralten Tagen, die ihre Schönheit bewahrt, weil sie unerfüllt blieben. Heute ist es still auch hier. Ferner Glockenklang schwebt herein durch die Stämme, dort, wo jetzt der Pfad von silbergrünem Dämmerlicht umflossen, ins Freie führt. Ein paar Augenblicke lang bricht durch die Kronen das Himmelslicht herein, in viele magische Bündel zerleat, wie es zwischen den Pfeilern herrlicher uralter Dome schwebt. Und wie dort unfaßbare Atome in den Strahlenbündeln auf- und niedertanzen, so schweben hier lautlos und leicht die Blätter aufleuchtend ins Dunkel nieder, „daß andres Herz und andrer Wald die Frühlingslüfte trinken."

Ich wußte es, das war das Mysterium des Sterbens in der Natur, das in der Tiefe ihres Herzens, im Walde, wo er am dunkelsten und einsamsten ist, gefeiert wird, einem göttlichstillen, lichtvollen Augenblick lang, indessen draußen die Sonne den Weg beglänzt und alle lodernden Wipfel wieder von lachendem Sterben künden. Staunend faßten meine Augen aufs neue die farbige Pracht, und es ward mir schwer sie im Rücken zu lassen und bergab zu wandern zu den Wohnungen der Menschen.

Aber wie mir die Hügelwellen endlich die Rückschau verwehren, da glänzt der See herauf und schimmern die Dächer sonntäglich und warm unter einem Himmel, so blau wie am schönsten Septembertag. Martinisommer beglänzt die weißen Häuser und die sterbenden Gärten und lockt den müdesten Blumen noch ein liebliches Lächeln ab und hüllt noch einmal die Welt in Liebeswärme, ehe sie die goldenen Frühlingsträume, die hellen Sommerlieder, des Herbstes Wehmutschein versinken sieht in die lange, kalte Nacht, in der Pan schläft und mit ihm die Klänge, Düfte und Farben seines Waldes, meines liebsten wilden Gartens.

Maria Weber.

„Teatro siciliano".

Der Schreiner von Monteperturjo sagte, Catania, meine Vaterstadt ist die schönste und saubersie in Italien.

Er hatte sicher keine andere gesehen, denn in diesem Dreck, Staub, Lärm und Gestank fällt es uns schwer in seinem Loblied mitzusingen.

Allerdings zur Entlastung unseres harten Urteils, zur Erklärung unseres Unbehagens: der Sirocco weht.

Faule Orangen schwimmen im Meer, reisende Italiener erkennt man an ihren Karton-Koffern, Eis ist an allen Ecken feil, die Stadt lebt noch vor Erfindung des Autos, doch gibt es neben zweirädrigen Karren schon vierrädrige Lastwagen. Die Luft ist dick von Geratter, Gedröhn, Hufgeklapper und Kohlenstaub. Vom Gestank ganz zu schweigen: die größte Latrine der Welt ist die Hafenmole von Catania.

Der Sirocco weht nicht, er steht, umhüllt uns wie ein heißes Kissen und legt einen mittleren Backstein auf das Hirn.

Am Markt, wo der schwarze Elefant auf seiner Säule sich wundert, gibts neben Karbidgestank, Fischauktionsgeschrei, Lokomotivrauch, gebackene entgrätete Häringe mit Salat, und vulkanischen Wein.

Die Stadt ist groß am Abend, der Aetna raucht aus dem Schneekrater und die Konditoren sind Schweizer. Wir auch. Ein gewisser Graf Karolyi aus Ungarn steht auf einem Podium und schluckt Schwerter, Verdauung normal. Es ist frühestes Frühjahr, bei sommerlicher Hitze.

An einer Straßenecke hängt ein grellbuntes, blutrünstiges Gemälde, ohne Aufschrift und Buchstaben, daß es selbst die Analphabeten lesen können. Aber dennoch will uns keiner Auskunft geben, beschämt lächelnd verschwinden die Befragten: daß es so etwas noch gibt in unserer modernen Stadt.

Ein Puppentheater, meint ein Junge, aber da geht man doch nicht hin. Zeigt uns schließlich die Gasse, eine schmale Gasse in düsterem Viertel, das Haus, eine große Scheune ohne Fenster.

Zumalen wird der heiße Wüstenföhn unwirksam, unser Hirn ist wach und frisch, alle Sinne bereit zu empfangen: Teatro siciliano steht über dem bescheidenen Eingang.

Wir sind Fremde, wir zahlen nichts, wir sind Gäste und sitzen in einem großen Raum auf harten Bänken.

In Catania gibt es wenig Antiquitäten, griechisch-römische Altertümer, man hat keine große Mühe ihnen auszuweichen, Nachbar Aetna hat damit aufgeräumt, aber hier besteht die mittelalterliche Tradition der Marionetten.

Junge Männer, Hafenarbeiter, Soldaten, bis zum Greise, reden, rufen, lachen in der düstern Höhle, und da mein Begleiter eine Dame ist, wird sie mit überzeugendem Vorsprwall hinausbegleitet, hinter der Bühne verstaut und von den Akteuren mit Sonnenblumenkernen traktiert. Hier sind nur Männer.

Mein Nachbar, von der Arbeit kommend, ohne Kragen, geflickten Hosen, erklärt mir das Stück, das aufgeführt werden soll. Es ist wirklich nur ein Stück des ganzen Spiels, das vier Monate lang jeden Abend seine Fortsetzung findet und täglich von den Stammgästen mit rührendem Enthusiasmus — oft lärmend und überschäumend — begleitet wird.

Der Vorhang geht auf, das Wunderbare beginnt.

Die Puppen sind über einen Meter hoch und dreißig Kilo schwer. Starke Arbeiter führen die Figuren mit einer Begeisterung, und einer traditionellen Virtuosität, die man den Burschen, wenn sie Tuffsteine ausladen, wenn sie auf der Hafenmauer liegen, nicht zutraut. Ein daumendicker Draht hält den Kopf, eine ebenso dicke Stange dirigiert den rechten Arm mit Schwert, der linke mit Schild läuft an einer Schnur. Alle Figuren sind mittelalterlich geganzert in Silber oder Gold, wunderbar ausgearbeitet, ziseliert und poliert — und aufgeführt wird, längs eines ganzen Winters, der Zyklus von Karl dem Großen und seinen Paladinen.

Zweikämpfe finden statt, ganze Schlachten, zwischen Helden und Verrätern, zwischen Gläubigen und Mohren, zwischen feindlichen Brüdern, Dialoge, Verschwörungen, Befehle des Kaisers, Intrigen der Könige, Empfang der Prinzessin. Pagen bringen Liebesbriefe, Narren sagen die Wahrheit, brokatene Damen in goldenem Brustschild weinen und schluchzen. Die toten Helden häufen sich bei jedem Aktschluß

Die Rolandlegenden sind in Sizilien sehr populär, der volle Saal kennt sich aus, ist vorbereitet. Solch Publikum wäre jedem Theater zu wünschen, das begeistert vier Monate lang jeden Abend Gast ist und dergestalt mitgeht. Die Männer brüllen, die Männer knirschen mit den Zähnen und ballen die Fäuste, die Männer schluchzen, die Männer lassen sich in keinen Kino locken: Jetzt kommt Orlando der

[illegible] Jahre vergangen werden. Auch als gegenseitiges Besitzverhältnis läßt sich die Ehe, wie sie sein soll, nicht bewirklichen. Denn eine die verschiedensten Altersphasen und Entwicklungsstufen umfassende Lebensgemeinschaft kann nur dann ihrer größten Gefahr, nämlich ihrer Entleerung durch Gewohnheit und Alltag, stets aufs neue entrissen werden, wenn sich die Gatten außerhalb der geheiligten Bezirke, wo sie einander in undurchdringlicher Ausschließlichkeit angehören sollten, gegenseitig noch Freiheit gönnen für ein eigenes persönliches Leben.

Was sagen die Lehrer dazu?

Der „gleitende Sechstageplan".

Ein Erlaß des Reichserziehungsministers im Deutschen Reiche bestimmt, daß am Staatsjugendtag (der Samstag. Red.) künftig kein lehrplanmäßiger Unterricht erteilt werden darf, sondern dieser Tag ausschließlich der nationalpolitischen Erziehung dienen soll. Eine Uebertragung der dadurch ausfallenden Unterrichtsstunden auf die übrigen fünf Wochentage ist für die mittleren und höheren Schulen auf die Dauer nicht tragbar, vielmehr muß der bisherige Wochenstundenplan auf sechs Tage verteilt bleiben. Daher muß ein weiterer sechster Unterrichtstag als Ersatz für den Staatsjugendtag angefügt werden. Das hat zur Folge, daß die sechstägige Schulwoche fortan ständig um je einen Tag weitergleitet. Dieser „gleitende Sechstageplan" soll nach den Herbstferien an allen mittleren und höheren Schulen durchgeführt werden. Für die Volksschulen bleibt eine weitere Regelung vorbehalten.

Warum brauchen wir unser Frauenblatt?

Eine Leserin schreibt uns:

„Weil das Frauenblatt in seiner jetzigen sehr guten und klaren Art Einsicht gibt in alle uns Frauen berührende Gebiete, auch solchen von uns große Anregung bringt, denen durch äußere Verhältnisse, wie Krankheit oder örtliche Abgeschlossenheit, Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten fehlt." —

Kühne Afrika-Reisende von einst und jetzt.

Am 17. Oktober war es ein Jahrhundert her, daß Alexandrina Petronella Francina Tinne im Haag geboren wurde. Ihr großes Vermögen machte es ihr möglich, drei bedeutende Reisen durch damals noch nahezu unbekannte Gegenden in Nordafrika zu machen. 1862 reiste sie mit Mutter und Tante nach Chartum. Von dort aus fuhren sie den Weißen Nil hinauf bis Gondokoro. Das Dampfschiff, das sie gemietet hatten, nahm türkische Soldaten an Bord mit zu ihrer Verteidigung. Oefters erkrankten die Mitglieder der Expedition, auch „Freule"* Tinne selbst, die sich aber nicht abschrecken ließ und bald eine zweite Reise plante bis in das Land der Niam Niams, der berüchtigten Menschenfresser.

Mit 5 Schiffen und 200 Personen, 4 Kamelen und Proviant für 10 Monate reiste man ab. Drei Gelehrte waren mit ihr gegangen: Th. von Heuglin, Baron d'Ablaing und Dr. Steudner. Letzterer, sowie die Mutter Alexandrinas, und mehrere andere Europäer starben während dieser Reise. Bis 1864 setzte sie aber die Reise fort, obwohl auch ihre Tante in Chartum starb. Nachher lebte sie längere Zeit in Kairo, wo sie viele Sklaven freikaufte, Prozesse führte gegen Sklavenhändler und sich während einer Choleraepidemie als mutige Pflegerin zeigte. Die „holländische Gräfin", wie sie genannt wurde, stiftete auch ein Spital für Maulesel und nahm jedes Tier, das die Armen von Kairo ihr brachten, gütig auf.

Inzwischen plante sie eine neue dritte Expedition nach der Sahara und dem Tsjadsee. Diese Reise fing in Tripolis an, wo der niederländische Generalkonsul, der sich ziemlich ängstigte über die Pläne seiner abenteuerlustigen Landsmännin, aber es nicht fertig brachte, sie davon abzuhalten, ihr das Versprechen abnahm, daß sie ihm regelmäßig Nachrichten schikken sollte. Daher weiß man, daß Freule Tinne Ende März in Murjuk schwer erkrankte und zwei Monate nicht weiter ziehen konnte. Zwei holländische Matrosen ihrer Yacht führten dann die Korrespondenz.

Im Juni erst konnte sie wieder weiter reisen. Eines Tages kam in ihr Lager ein Häuptling der Touaregs mit der Bitte, daß sie, der ein großer Ruf von Güte und Weisheit voranging, Recht sprechen möchte in einer Zwistigkeit, welche zwischen ihm und einem andern Touareg-Häuptling bestand. Sie stimmte diesem Gesuch bei und reiste ins Lager dieses Stammes, um ihr Urteil abzugeben. Wahrscheinlich ist dies indirekt die Ursache ihres Todes geworden, denn sie entschied zugunsten Ikhe Nukhen's, dessen, der sie als Richter gerufen hatte. Und ihre Diener, zum größten Teil Touaregs, waren im großen ganzen auf der Seite seines Gegners Djabur. Von Tag zu Tag wurden sie unangenehmer und schließlich entstand ein Streit, wobei die zwei holländischen Matrosen sofort getötet wurden. Obwohl einige von Freule Tinne losgekauften Negersklaven versuchten, sie zu retten, waren die Touaregs schon in ihr Zelt gedrungen und ermordeten auch sie.

Von der ersten Reise existieren zwei Bücher, eins von ihrem Stiefbruder John Tinne verfaßt: „Geographical Notes on an Expedition in Central Afrika by three Dutch Ladies" (1864), während man in „Petermann's Mitteilungen" (1865) einen Artikel von von Heuglin findet. Am Tage ihrer Ermordung wurde sie in Berdjoug Abeid, Schouchtal in Nordafrika, beerdigt. Vier Jahre nach Alexandrines Tode wurde von ihrem in England erzogenen Stiefbruder zu ihrem Gedächtnis in der niederländischen Residenz „the Episcopal Church" gegründet, welche noch heutzutage von der Englischen Kolonie besucht wird.

Ein Menschenalter vorher hat eine andere niederländische Frau, Augusta Uitenhage de Mist als 18jährige mit ihrem Vater Südafrika durchquert, welche Reise vom deutschen Arzt Heinrich Lichtenstein, der die Expedition mitmachte, beschrieben wurde. Auch das junge Mädchen, das sich über Hunger und Entbehrungen nie beklagte, hat ein Tagebuch veröffentlicht. Es kam vor, daß man nach 32 Stunden Fahrens im Ochsenwagen kein Lager machen konnte, weil entweder Buschmänner oder wilde Tiere es unmöglich machten. Drei Wochen lang war Augusta schwer krank inmitten der Kaffer in der afrikanischen Wildnis.

Beide Frauen, die eine 1803/1804, die andere 60 Jahre später, haben aus Abenteuerlust und Wissensdurst gehandelt. Die erste Expedition der Freule Tinne kostete ihr 72,000 Gulden.

Wie anders eine Amerikanerin, die ich hier hier als Dritte erwähnen möchte und die noch unter den Lebenden verweilt und nichts lieber will, als zum fünften Mal den dunkeln Erdteil bereisen.

Mrs. Delia J. Akeley hat in den Jahren 1904 und 1909 mit ihrem Gatten Ostafrika durchquert, um Elefanten und andere wilde Tiere für das Fieldmuseum in Chicago und das Museum for Natural History in New York zu erbeuten. Hier war das Reisen Broterwerb. Auch in diesem Falle große Entbehrungen, aber auch viele schöne und angenehme Erfahrungen, von welchen die Amerikanerin in ihren beiden Büchern „J. T. Jr", the Biography of an African Monkey", und „Jungle Portraits" erzählt. Während des Weltkrieges war sie dann in den Spitälern in Frankreich tätig, 1924 und 1929 reiste sie dann wieder im Auftrag vom Brooklyn-Museum für Kunst und Wissenschaft nach der Kenya-Kolonie und den Tanafluß hinauf bis an die Grenze Abessiniens. Eine einzige weiße Frau nach Gegenden, die vorher kaum drei weiße Männer bereist hatten. Als ihre Arbeit für das Museum hinter ihr lag, ging sie auf eigene Hand nach dem Norden des Belgischen Kongos, wo sie mehrere Monate lebte, um die Sitten und Gewohnheiten der Pygmäen zu studieren. Auch sie erkrankte schwer und sie erzählt, daß eines ihrer merkwürdigsten Erlebnisse gewesen sei, als sie in ihrer aus Gras und Lehm gebauten Hütte im Urwald, in die nur wenige Augenblicke am Tage das Licht durchdringen konnte, zwei Diener diskutieren hörte, ob sie sie nach ihrem Tode katholisch mit gekreuzten Händen, oder nach den Sitten der Protestanten mit den Händen an den Seiten begraben sollten. —

W.

* Jede unverheiratete adelige Frau wird in den Niederlanden mit dem Titel „Freule" angeredet.

Eine tapfere Kämpferin.

Ein Gespräch mit **Irene Harand**, der Kämpferin gegen Rassenhaß und Menschennot.

Sie ist jung und anmutig. Das banale Wort „hübsch" ist nicht am Platz, dazu hat sie — bei aller Lieblichkeit etwas zu Ernstes, Ergreifendes. Große braune Rehaugen blicken aus einem schmalen Oval; sie sind rein und tief, wie das Wollen dieser jungen Oesterreicherin, die ganz allein eine heute schon beachtliche Bewegung gegen den Wahn des Antisemitismus, ins Leben gerufen hat.

Wir haben uns bei einem der zahlreichen Genfer Empfänge in eine stille Ecke geflüchtet, und endlich kann ich unter dier Augen mit Irene Harand sprechen, deren Namen ich schon oft nennen hörte.

„Und was hat sie bewogen, in den Kampf einzutreten — in diesen gewiß nicht leichten Kampf?" fragte ich.

„Meine religiöse Ueberzeugung", antwortet Irene Harand schlicht, „ich bin eine fromme Christin. Christentum und Antisemitismus sind unvereinbar."

„Dennoch bringen es so viele fertig, sich Christen zu nennen und unchristlich zu handeln."

Das schöne, reine Gesicht vor mir wird ganz traurig. „Wenn Sie ahnten, wie tief mich das alles drückt! Ich möchte stets um Verzeihung bitten für die Unmenschlichkeiten dieser Zeit, und ich kann nicht schweigen, denn wer duldet, macht sich mitschuldig."

„Wollen Sie mir ein wenig von Ihrer Jugend, von Ihrem Entwicklungsgang erzählen. Es müssen besondere Umstände gewesen sein, die Sie auf Ihren Weg führten."

„Gerne. Ich will Ihnen von meiner Mutter erzählen, denn ihr danke ich meine Ueberzeugungen. Sie war eine so wundervolle, groß denkende Frau. Sie starb, als ich 18 Jahre alt war. Ich bin Kind einer christlichen Mischehe, mein Vater Katholik aus Deutschböhmen, der heutigen Tschechoslowakei, meine Mutter Siebenbürger-Sächsin aus Hermannstadt und Protestantin. Der Begriff Religion wurde in meinem Elternhaus ebenso tief wie frei aufgefaßt — es war die Religion des Gut-Handelns, der Brüderlichkeit, der Toleranz, die meine Mutter mir einprägte. Sie lehrte mich das Gemeinsame aller wahren Religion verstehen, die Verbundenheit aller guten Menschen auf gleichen Grundlagen."

„Und welches war ihr Bildungsgang? Wie erwarben Sie ihr geistiges Rüstzeug?"

„Damit ist es nicht allzu gut bestellt. Als der Krieg ausbrach, war ich 13, gehöre also zu der Generation, deren Entwicklung körperlich und geistig unter recht ungünstige Bedingungen fiel. Ich hätte später gerne studiert, aber meine Gesundheit war zu zart. Mit 18 Jahren habe ich meine liebe Mutter verloren. Nicht viel später, mit 20, heiratete ich einen früher aktiven Offizier, der jetzt Staatsbeamter ist."

„Er wird sicher oft um Sie besorgt sein, wenn Sie sich nicht nur allen Anstrengungen, sondern auch allen Gefahren Ihres Feldzuges für Aufklärung und Gerechtigkeit aussetzen. Läßt er Sie denn gewähren?"

„Ja, auch wenns ihm nicht immer leicht wird. Aber er meint, wir müssen alle tapfere Kämpfer sein und ich wäre eben ein Soldat des Friedens. Ich habe nicht wenig Drohbriefe bekommen; meinen Freunden war oft bang in diesen drei Jahren meines öffentlichen Wirkens. Aber meine Bewegung wächst; sie zählt jetzt in Oesterreich etwa 25,000, fast durchwegs christliche, Anhänger aller Anschauungen, geeint in der Ablehnung des Rassenhasses.

Haß zerstört ja nicht den Gehaßten, er zerstört den Hassenden."

„Hatten Sie viel Freunde unter den Juden, als Sie begannen, für sie einzutreten?"

„Seltsamerweise ganz wenige, aber unter diesen wenigen gute, achtenswerte Menschen. Als nun aus Deutschland diese furchtbaren Nachrichten kamen, als die Wogen der Grausamkeit und des Hasses herüberschlugen nach Oesterreich, da ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich setzte mich hin und schrieb eine Antwort an Hitler „Sein Kampf". Es ist eine Kritik an dieser „Hakenkreuzbibel", auf deren Grundlage die Menschenrechte geschändet werden.

Es scheint mir eine selbstverständliche Pflicht der ganzen gesitteten Welt, sich gegen die Brutalitäten aufzubäumen, gegen die Diffamierung und Peinigung deutscher Juden und Katholiken.

Ich möchte allen die Augen öffnen über die Haltlosigkeit des Rassenstandpunktes, mit dem ja zugleich der ganze Hakenkreuzspuk fallen muß."

Irene Harands Buch, im Verlag „Gerechtigkeit", Wien (wo auch ihre Zeitschrift „Gerechtigkeit" herauskommt), erschienen, ist eine scharfe Abrechnung mit Hitler und dem Dritten Reiche. Es ist kein Gelehrtenwerk und wendet sich nicht an Gelehrte. Es bringt eine Fülle von Tatsachen, die Lügen und Verleumdungen entgegengehalten werden können: Geschichtliches und Völkerkundliches gegen den Rassenwahn und die angeblichen „rassischen" Eigenschaften der Juden, gegen die Lügen über den Talmud, den Ritualmord und die „Weisen von Zion"; es ist reich an Beispielen jüdischer Kulturtaten alter und neuer Zeit, schildert den Anteil von „Nichtariern" an Kunst, Wissenschaft, sozialer Arbeit, das Heldentum zahlreicher jüdischer Soldaten und Offiziere im Weltkrieg, insbesondere auch als Flieger.

All dies stellt die Verfasserin dem Vernichtungsfeldzug gegen das deutsche Judentum gegenüber, und sie warnt vor der Ausbreitung des antisemitischen Giftes in benachbarten Kulturländern. Sie hat erkannt, wie sehr Not und Daseinskampf den Boden allenthalben auflockern und für Giftsaat empfänglich machen, vor allem bei der Jugend. Sie warnt die Mütter.

„Sagen auch Sie es den Frauen und Müttern", meint sie, „daß eine Mutter, die erlaubt, daß der Haß sich in ein Kinderherz einschleicht, ihr Kind selbst furchtbarer moralischer Gefahr aussetzt. Der Judenhaß darf keine Heimstätte in Herzen haben. Heute wird er als Ventil für die Nöte der Wirtschaftskrise verwendet, die doch niemals durch Verfolgung einzelner Gruppen oder Volksschichten, sondern nur durch große soziale Reformen geheilt werden können."

„Was meinen Sie, als Christin, dazu, daß dieser Rassenwahn auch die Grundlage des Christentums, die Taufe, nicht anerkennt und Menschen, die mitunter schon in dritter Generation christlich sind, aufs neue zu Juden stempelt?"

„Ihre Frage bedarf keiner Antwort. Es ist alles Wahnwitz. Das Hakenkreuz ist für die gesamte Kultur die größte Gefahr. Unsre Waffen dagegen sind: Opfermut, Vernunft, Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit — vor allem aber wieder und wieder Nächstenliebe. Ich möchte nur den Opfern den Trost geben, daß es Menschen in der Welt gibt, die sich mit dem Terror nicht abfinden, die kämpfen wollen, bis sie von ihren Peinigern erlöst sind."

Leider ist Irene Harand, die gerne in Genf sprechen wollte, hier nicht zu Wort gekommen. Es hieß stets, ihr Thema passe nicht in den Rahmen der vielen Veranstaltungen über Frauenfragen. Wer die Genfer Atmosphäre kennt, weiß, daß dies nicht der eigentliche Grund war.

Von all den teils berühmten Frauen, die hier waren und noch sind, ist keine eine stärkere und überzeugendere Verkörperung wirklicher Frauenaufgabe als diese junge, zarte Oesterreicherin, die ihr Gewissen hinaustreibt in die Oeffentlichkeit, um sich aufzulehnen gegen Rassenhaß und Menschennot.

Irene Harand ist eine Gläubige. Ihre Darstellung ist schlicht und volkstümlich — vielleicht gelingt ihrem heißen, fast kindlichen Glauben an den Sieg des Guten auch ein Massensieg über Menschenherzen und aus ihren 25,000 werden 25 Millionen in allen Ländern.

Ibis.

Eine wahre Geschichte.

Ein amerikanisches Blatt, „Regina - Leader - Post", schildert im folgenden eine Begebenheit, so wie sie offenbar provokolliert wurde und die keines weiteren Kommentars bedarf: „Eine behördliche Kontrollstelle prüfte die Gehälter der Beamten der Staatsanwaltschaft. Man las „D. E. Greensmith: 1800 Dollars".

J. H. Dorrance wollte wissen, warum dieser Angestellte so viel weniger Gehalt bekomme, als die andern, von denen man las: A. L. McLean: 3800 Dollars; S. Quigg: 3700 Dollars; J. L. Salterio: 3700 Dollars, und S. Adrain: 3500 Dollars.

Da wurde ihm gesagt, daß D. E. Greensmith eine Frau sei. Mr. Dorrance fragte, weshalb sie denn so viel weniger bekommen sollte. „Ich denke", erwiderte Mr. Davis, Oberstaatsanwalt, „weil sie ein weiblicher Anwalt ist!" „Dann ist das also eine Sache des Geschlechts" fügte G. H. Williams hinzu. Und mehr konnte man nicht gut dazu sagen!"

Von Büchern

Ein Geschenkbuch!

Wahrlich, wenn ich jemanden, den ich lieb habe, durch ein Geschenk erfreuen möchte, ich würde ihm am liebsten dies Buch geben. Man blättert darin, man schaut... und man hat sofort den Wunsch: Viele sollten mit einem schauen! Denn es ist ein Bilderbuch, ein außerordentliches Bilderbuch. Ein Bilderbuch für die großen Leute. Ich spreche vom „Bilderbuch eines Leica-Amateurs" von Rudolf Pestalozzi (Verlag Fretz und Wasmuth, Zürich, Preis 12.50 Fr.)

Es ist nicht billig, nein. Aber das kann es auch nicht sein. Wer es kauft und verschenkt, macht eben ein großes Geschenk. Ein Geschenk, das viel größer ist als sein Preis: Eine Fülle von Schönheit tut sich auf für den, der in diesem Bilderbuche blättert. Auf 160 Bildtafeln in Großformat ist von der Schönheit der Welt ein

---

Rasende, er ist stark für drei, murmeln die Männer, er kämpft mit geschlossenem Visier, daß ihn keiner kennt, und kämpft, daß es kracht und Funken gibt und läßt die Toten in drei Haufen auf der Bühne. Und wenn die Sarazenen heranschleichen, die Prinzessin zu rauben, die Zauberer, um das Lager anzuzünden, dann zischt das Volk der erwachsenen Kinder: Brutta bestia! und tut sich genug in Moral und Gerechtigkeit.

Ein zweiköpfiges Orchester spielt, die Trommel wirbelt längs jedem Kampf, das ganze ist ein Stall mit harten Holzbänken und primitiven Hintergründen, wie sie schöner ein Chirico nicht malen könnte, das Bühnenbild wechselt bei offener Szene, was niemanden stört, und beim Brand des Proviantlagers ist die Beleuchtung rot.

Die Bewegungen der Figuren sind primitiv und überwältigend. Von einer Wucht! Die taktmäßigen Landsknechtschritte der schweren Puppen, die an sich schon dröhnen, werden noch verstärkt durch die Holzschuhe der Führer, die mitstampfen. Der Rhythmus der im ganzen liegt, ist nicht zu beschreiben, die alte Sprache der Heldengesänge, die frei und voller Hingabe deklamiert werden, oft schluchzend mit tränenvoller Stimme, die verhaltenen schweren eindeutigen Bewegungen der Marionetten, ergeben ein Spiel, das verdammt wirksam ist.

Fern jedem Naturalismus, gehorchend einer Tradition die ihnen im Blute liegt, wissen sie gar nicht daß ihr Spiel mehr als abendlicher Zeitvertreib, daß das große, echte Volkskunst ist. Wer dem Reiz dieses Theaters, mit den unermeßlichen Ausdrucksmöglichkeiten, mit seinen herzlichen Brutalitäten, den minnesiederfüßen Dialogen, mit seinem Heldentum und seiner Komik verfallen ist, [illegible]

Wer weiß woher — in langer Reihe von Mund zu Mund — diese Texte gekommen sind, denn sie sind nirgends aufgeschrieben, wirken absolut unliterarisch und mit solch dynamischer Kraft, mit so viel gesunder Natürlichkeit, daß sie nicht nur das Volk des Hafenviertels durch ihre heroischen, phantastischen, liebevollen, blutrünstigen Szenen im Bann halten durch Jahrhunderte, sondern auch einen theater- und kinomüden blasierten Städter nicht nur kurz amüsieren, sondern für länger und tief ergreifen.

Nächste Woche, sagt mein Nachbar, wird das Stück zu Ende sein. Da wird heiß gekämpft werden und wenn der große Roland stirbt, werden wir alle weinen. Aber jeden Herbst fängts wieder von vorne an, meint er tröstend, dann müßt Ihr kommen und Euch das Ganze ansehen.

Die Spieler hinter der Bühne sind erschöpft und rot vor Anstrengung, aber strahlend und selbstbewußt stellen sie uns ihre Lieblinge vor, die goldbewehrten Paladine, den greisen großen Karl, und, ungeübt im Lesen und Schreiben, ohne Anteil an vielen Errungenschaften der Zivilisation sind sie unbewußt Träger einer liebenswürdigen Tradition, letzter Zweig einer alten Kultur.

So ist denn Catania für uns durch die Erinnerung an diesen Abend dennoch zur schönsten Stadt geworden und für den, der einmal dorthin verschlagen wird, habe ich den Namen, der überm Tore steht notiert, die Straße habe ich vergessen: Teatro siciliano. Proprietario Signore CiFalà.

Jakob Flach.

Vater will den Kaffee kräftig?!

Gib ihm Kathreiner mit etwas Franck-Aroma!

Das schmeckt und bekommt ihm — und Du sparst.

P 242

beträchtliches Stück eingefangen. Die Schönheit, wie sie ein Menschenantlitz, eine Gewitterlandschaft, eine Blume, ein Bergsee, ein stilvoller Schloßbau und so viel anderes uns im Bilde zeigen können, wenn der, der die Bilder einfängt, eben ein Künstler ist. Eine „anmaßungslose Beispiel-Sammlung für den Anschauungsunterricht für Photographierende" nennt Pestalozzi in dem aufschlußreichen und sympathischen Vorwort dies Buch. Es ist viel mehr. Diese schönen Bilder vermitteln nicht nur Landschaft, Porträt, Tier und Blume, sie versetzen in Stimmung. Man „schaut" lebendige Schönheit, weil sie lebensvoll einem entgegensieht auf jedem neuen Blatt. Wohl hat der Photograph auf zahlreichen großen Reisen in vielen Ländern reichste Wahl für seine Bilder gehabt, wohl ist er ein gewiefter „Jäger", vor diesen kleiner Leica-Waffe kein bildhaftes Motiv sicher ist. Aber der Reichtum dieser Bildsammlung liegt nicht nur in der Interessantheit des Gewählten, nicht nur in der Schönheit des Gewordenen. Aus der Art der Auswahl und der Zusammenstellung des Ausgewählten spricht wortlos ein Künder und Liebender des Schönen und zwar des Schönen, wie es lebt um uns als gewachsene Natur oder als vom Menschen gestaltete Kunst.

Dem Buche sind viele Freunde zu wünschen, die es so aufnehmen, wie sein Verfasser es zu bieten gewillt ist, wenn er am Schluß seines Vorwortes sagt:

„Zu einem solchen Bild das mitschwingende und mitdichtende „Du" zu finden, ist dann freilich wiederum ein — seltenes — Geschenk. Aber wer Kunst treibt, und also auch wer photographiert, tut es ja eben zweck- und absichtslos, aus Freude, aus Lust an der Schönheit dieser Erde in Licht und Schatten, aus der Unruhe des Herzens heraus und aus einem inneren Müssen.

Masaryk als Volkserzieher.

Vortrag zur Feier des 85. Geburtstages von Präsident Masaryk, von Prof. Emil Utitz, Prag. Orbis-Verlag, Prag. Kr. 10.—.

Der Philosoph Utitz schildert die philosophisch-religiöse Stellung und Handlungsweise Masaryks, der auf Plato fußt, beeinflußt von Lessing, Herder, Kant, Goethe, Schiller und Beethoven. Demokratie ist ihm die politische Form der Menschlichkeit, wahre Demokratie verlangt unaufhörliche Erziehung als Pflicht des Staates. Der Verfasser zeichnet ein schönes, edles Bild von Masaryk und lehnt in vornehmer Weise ohne Polemik andere Staatsauffassungen ab, die vom Standpunkt des Philosophen und Staatsmannes den Vergleich mit der Demokratie nicht bestehen können. T.

In dem Buche Psychotechnik

(Max Niehans-Verlag, Zürich) gibt uns der Herausgeber, Dr. Hanns Spreng, Bern, unter Mitwirkung von praktischen Psychologen aus der ganzen Schweiz einen ausführlichen Bericht über den heutigen Stand der Psychotechnik.

Im Jahre 1923 wurde in Zürich das erste Psychotechnische Institut eröffnet, ihm folgten später ähnliche Einrichtungen in den meisten großen Schweizer-Städten.

Zweck und Ziel der Psychotechnik war von Anfang an: Anwendung der Erkenntnisse der Psychologie auf das praktische Leben. Ihre vornehmste Aufgabe: Erfassung der seelischen Struktur des Menschen und eine seiner Eigenart entsprechende Einordnung ins Wirtschaftsleben.

Nach über 10jähriger intensiver Arbeit hat die schweizerische Psychotechnik reiche Erfahrungen gesammelt. In einer Reihe von interessanten Aufsätzen werden uns Entwicklung, erzielte Resultate und Aussichtsmöglichkeiten der Psychotechnik dargestellt, z. B. über: Eignungsuntersuchungen; Anlern- und Umschulungskurse; psychotechnische Betriebsorganisation; Verkaufs- und Reklamepsychologie.

Im Kapitel der Eignungsuntersuchung wird immer betont, daß es sich nicht um eine Prüfung von Kenntnissen (Schulwissen) und Fertigkeiten (berufliche) handelt, sondern um eine vorurteilsfreie, rein psychologische individuelle Untersuchung der Anlagen und Fähigkeiten in Bezug auf Intelligenz und Charakter. Da gerade der letztere Faktor oft von ausschlaggebender Bedeutung für die berufliche Tüchtigkeit sein kann, wird der Erforschung von Temperament und Arbeitsgewöhnung in besonderem Maße Rechnung getragen. Das vorliegende Buch ist deshalb so begrüßenswert, weil es die praktische Anwendung der Psychotechnik auf ihrem gesamten Gebiet umfaßt und auch für den Laien leicht verständlich ist.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß wir Frauen uns durch den Ausdruck Psycho-„Technik" nicht abschrecken lassen dürfen. Er bedeutet nichts anderes als praktisch angewandte Psychologie, die uns bei Schulschwierigkeiten oder Berufswahl unserer Kinder, sowie bei der Auswahl von Lehrtöchtern und Angestellten durch unparteiische Beurteilung aus manchen Schwierigkeiten und Unsicherheiten helfen kann. E. St.-B.

Von Wirtschaft und Politik.

und dem Anteil der Frauen in diesen Gebieten sprach G. Duttweiler in seinem Vortrag an die Hausfrauen im voll besetzten Tonhallepavillon in Zürich.

Es ist bisher kaum je vorgekommen, daß vor Wahlen ein Kandidat sich im Speziellen mit seinem Programm öffentlich den Frauen vorzustellen wünschte. So sei nun auch im folgenden Raum für eine Zusammenfassung seiner Darstellungen gegeben.

G. Duttweiler geht von der Erkenntnis aus, daß das Wohl der Familie und damit des ganzen Volkes in allererster Linie abhängt von Geschick und Gewissenhaftigkeit der Hausfrau in der Verrichtung und Verwaltung der tausenderlei Kleinigkeiten, aus denen ihre Arbeit zusammengesetzt ist. Im Gegensatz zur Volkswirtschaft hat die schon aus Naturtrieb sorgende Hausfrau und Mutter die eminente Wichtigkeit der kleinen Details bereits erkannt, während der Volkswirtschaft noch „Mangel an Liebe zur Kleinigkeit" vorgeworfen werden muß.

Je mehr sich in Krisenzeiten die Einnahmen im Haushalt verringern, desto besser lernt die Hausfrau die den Lebensstandard der Familie möglichst aufrecht erhalten möchte, die Bedeutung der Ausgabenseite in ihrer Rechnung kennen; auch dabei müßte die Volkswirtschaft, die ihr Hauptaugenmerk noch viel zu viel auf Vermehrung der Einnahmen legt, von der Hausfrau lernen.

In den aus der Krise geborenen Wirtschaftsschutzgesetzen sieht der Vortragende die Interessen der Haushaltungen nicht vertreten. Schutzgesetze für einzelne Gewerbe, Preisbildungsbeschränkungen etc. erzeugen als negative Maßnahmen auch negative Resultate: das Wegfallen von Bewegungsfreiheit und Risiko läßt z. B. manchen Unternehmer erlahmen.

Ein Hauptproblem für die Hausfrau ist das Ernährungsproblem. Schmackhafte Kost ist ein Freudespender und erzeugt Mut und Widerstandsfähigkeit. In der Versorgung der Haushaltungen mit billigem Obst wird mit Recht die wirksamste Alkoholbekämpfung gesehen. Ein guter Kontakt zwischen Produzenten und Konsumenten, in diesem Fall den Hausfrauen, ist wichtig. Nur so konnten z. B. die landwirtschaftlichen Aktionen für Gewinnung von Traubensaft, Dörrbirnen, Konserven-Erbsen, etc. durchgeführt werden. Durch die Konserven-Erbsen-Aktion können den Rheintaler-Stickern jährlich 450,000.— Fr. Arbeitslöhne ausbezahlt werden. Im Hinblick auf die kommenden Nationalratswahlen sieht Herr Duttweiler seine Hauptgrundsätze in Erhaltung der Demokratie, Hebung des Fremdenverkehrs, Hebung der Exportindustrie.

Schade, daß sich der Vortragende, wie er selber eingesteht, noch nie eingehend mit der Frage des Frauenstimmrechts befaßt hat, es scheint uns, es müßte ihm sonst einleuchten, daß die Frauen, an deren Urteilskraft er appelliert, so gut wie der Mann die Möglichkeit haben sollten, diese Meinung offen mit in die Wagschale der großen Entscheidungen zu werfen. Denn direkte Arbeit liegt uns besser als der vielgenannte „indirekte Einfluß".

Die anschließende Diskussion brachte keine wesentlichen neuen Gesichtspunkte zutage, sondern beleuchtete schließlich noch einmal das politische Programm Duttweilers: Festhalten an der Demokratie, Behebung der Arbeitslosigkeit durch Wirtschaftsankurbelung, Freie Wirtschaft im Inland. S.

Gegen ein Vorurteil.

Zur Zeit wird weit herum immer wieder neu in einem andern Kanton, gegen die Frauenarbeit in den Verwaltungen gewettert. Man könnte nachgerade meinen, wir hätten so viele Frauen in den Verwaltungen, daß deren Verdrängung und Ersetzung durch arbeitslose Männer die Arbeitslosigkeit wesentlich verringern würde. Diese schlechten Frauen, überall nehmen sie den Männern die Plätze weg, und in Scharen führen sie als Doppelverdienerinnen ein sorgenloses, auf zwei Einkommen basierendes Leben!

Da tut es gut, sich sachlich zu orientieren, denn auch wir könnten der Suggestion erliegen, als wachse die Zahl dieser den Mann verdrängenden Frauen im Maße, wie man von ihr spricht. So berichtet z. B. die „Berna" über die Frauenarbeit in der bernischen Staatsverwaltung:

Der amtliche Bericht stellt fest: Der Staat hat auch Arbeiten zu vergeben, die ihrer Natur nach nur durch Frauen zu verrichten sind. Trotzdem wird gelegentlich jede Beschäftigung weiblicher Personen im Staatsdienst beanstandet. Die Aufteilung der weiblichen Arbeitskräfte nach den Beschäftigungsarten gewährt einen Einblick, wie weit im gegebenen Falle eine Ersetzung weiblicher Arbeitskräfte durch männliche möglich wird. Von den 734 weiblichen Angestellten sind tätig als:

Angestellte der Zentral- und Bezirksverwaltungen, zumeist angestellt in der 5. Besoldungsklasse als Bureauangestellte	156
Gehilfinnen, Sekretärinnen und Bureauklassinnen der Hochschulinstitute, Staatsanstalten, Seminarien usw.	24
Aushilfen als Verwaltungsgehilfinnen, Lehrtöchter (zum Teil nicht vollbeschäftigte Personen)	12
Aufseherinnen in der Frauenstrafanstalt und Wärterinnen bei den Pflegeanstalten	212
Hausmütter, Haushälterinnen und Konviktleiterinnen	35
Köchinnen, Wäscherinnen, Glätterinnen, Lingèren, Küchen- und Hausmädchen	214
Abwartinnen und Putzfrauen	21
Lehrerinnen	34
Universitätsdozentinnen und Assistentinnen	9
Aerztinnen	5
Fürsorgerinnen, Hebammen und Krankenschwestern	12
Total	734

Die Aufteilung zeigt, daß auch bei den schärfsten Eingriffen nur eine ganz bescheidene Quote weiblicher Arbeitskräfte durch männliche ersetzt werden könnte.

Besonderes Interesse erwecken die sogenannten Doppelverdiener, d. h. jener Teil des verheirateten Personals, von dem sowohl der Mann wie die Frau erwerbend ist. Unter den beschäftigten 734 Personen sind nur 84 berheiratete Frauen. Schon diese Zahl besagt, daß das Doppelverdienertum innerhalb der Staatsverwaltung sehr beschränkt ist. Von diesen 84 berheirateten Frauen sind 52 Ehefrauen, deren Ehemänner beim Staate beschäftigt sind, und von diesen 52 Ehefrauen sind 26 als Hausmütter, Haushälterinnen oder Konviktleiterinnen beschäftigt, und

nur 26 Frauen

von bereits beim Staate beschäftigten Männern könnten durch anderes weibliches Personal nötigenfalls ersetzt werden.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Herisau: Der Bund für Frauenbestrebungen veranstaltet folgende Volkshochschulkurse:

1. Lessings und Goethes Weltanschauung von Prof. W. Nef, St. Gallen, ab 18. Oktober, 6 Abende.
2. Die Frau im schweiz. Zivilrecht. Von Dr. Annie Leuch, Lausanne, am 4., 6. und 8. November. 1. Die Frau und die Familie; 2. Die Frau und das Haus; 3. Die Frau im Berufs- und Vereinsleben.
3. Geschichte der Nachkriegszeit 1919 bis 1935. Von Dr. phil. H. Beßler, St. Gallen, ab 10. Januar, 3 Abende.
4. Die gesundheitliche Erziehung des Kindes. Von Frau Dr. med. L. Turnau, Trogen ab 31. Januar. 3 Abende.

Sämtliche Vorträge im untern Schulzimmer, a. Rathaus. Auskunft bei Frau Balmer-Wiesman, Oberdorf 109.

Delegiertenversammlung des Schweizerischen Frauengewerbeverbandes

26./27. Oktober in Wädenswil. Aus dem Programm: 26. Okt., 15 Uhr, im Konzertsaal: Vereinsgeschäfte, nachher Vortrag von Frl. Dr. Grütter (Bern): „Bilder aus dem Arbeits- und Erwerbsleben der Schweizerfrau einst und jetzt."

27. Oktober, 9.30 Uhr: Fortsetzung der Vereinsgeschäfte im Konzertsaal. Referat von Dr. Steuri, Sekr. d. Schweizerwochenverbandes über „Die wirtschaftliche Bedeutung des Warenursprungs".

Was war:

Schweiz. Bund abstinenter Frauen.

Weich und leuchtend lag die Sonne auf dem Genfersee und seiner Landschaft und in sonntäglichem Glanze empfing Montreux seine Gäste, die abstinenten Frauen, die aus der ganzen Schweiz diesem herrlichen Flecken Erde zuströmten um teilzunehmen an der Generalversammlung des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen am 29. September 1935.

Sonne, Licht und Wärme umfluteten die ankommenden Delegierten auch im alkoholfreien Hotel „Helvétie", wo dessen treue Hüterin, Melle Kraehenbuel im Namen der Sektion Montreux die Frauen von nah und fern herzlich willkommen hieß und ihrer besonderen Freude Ausdruck gab, die Gründerin unseres Bundes, Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Zollikon-Zürich, unter den Gästen begrüßen zu dürfen. Das Lied vom „Weißen Band" und einige tief empfundene Worte sonntäglicher Andacht leiteten hinüber zu den Verhandlungen. In ehrenden Worten gedachte Frau Jungck-Reinhardt, Basel, der anfangs dieses Jahres verstorbenen früheren Zentralpräsidentin, Fräulein Elisabeth Bernoulli, Basel, deren Lebensarbeit in unserer schweiz. Abstinenzbewegung verankert war und deren Andenken mit ihr unauslöschlich verbunden sein wird. Die Zentralpräsidentin, Mme. K. Fonini, Nyon, erstattete Bericht über die Arbeit des Vorstandes in den Jahren 1933/35, der von opferfreudigem Schaffen und Wirken zeugte. Ein Flugblatt wird in weiteste Kreise Aufklärung bringen über den Alkohol als „fragwürdiges Heilmittel"; — der weitesten Verbreitung unserer Schriften und Plakate werden immerzu neue Wege geebnet; — mit einer Resolution erhoffte man beim Bundesrat Verständnis bei der Besteuerung von alkoholfreien Getränken. Im „Weißen Band" (Internationaler Verband der abstinenten Frauen) und im Internationalen Frauenkomitee für Frieden und Abrüstung finden sich auch die abstinenten Frauen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Hoffnungen. Frau Dr. Bleuler, als Präsidentin der deutsch-schweizerischen Ortsgruppen-Vereinigung, gab Bericht über die Arbeit der von ihr mit nimmermüder Liebe betreuten Ortsgruppen, wogegen Mme. Chair, Genf, vom Leben und Wirken der welschen Gruppen erzählte. Da wie dort arbeiten die Frauen in der abstinenten Jugenderziehung, in der alkoholfreien Bewirtung und Obstverwertung. Das Sekretariat der welschen Gruppen in Genf vermittelt Schriften und Flugblätter und steht den Gruppen mit Rat und Tat zur Seite, alles stille Frauenarbeit zum Wohle unseres Schweizervolkes. In „La petite Lumière" betreut von der Redaktorin Melle. Jeanne Correvon, Lausanne, und in „Wegweiser", redigiert von Frau G. Lauterburg, Zürich, finden die abstinenten Frauen mannigfache Anregungen und interessante Mitteilungen.

Turnusgemäß übersiedelt das Zentralpräsidium in die deutsche Schweiz und an Stelle der abtretenden Mme. K. Fonini, deren Mache uns wärmste verdankt wurden, wird Frau G. Lauterburg, Zürich, zur Zetralpräsidentin gewählt. Sie hatte bereits unsern Bund im Jahre 1934 am Kongreß des „Weißen Bandes" in Stockholm vertreten und in anregender Weise bot sie uns ein Bild von der Abstinenzarbeit in den angeschlossenen 51 Ländern. —

Nach dem Mittagessen im gastlichen Hotel „Helvétie" fand die Tagung ihre Fortsetzung und die übrigen Traktanden ihre Erledigung. Anschließend sprach Herr Dr. Ch. Pahud über „Notre Jeunesse", vom Streben unserer Jugend nach neuem Leben, neuer Führung. Er zeichnete den Weg zur Natur, zur alkoholfreien Jugenderziehung als sichere Bahn zu Arbeit und Pflicht.

Bei einem von der Sektion Montreux dargebotenen Tee fanden sich die Frauen zur gemeinsamen Aussprache. Man hörte von dem reichen Traubensegen und der bevorstehenden großen Traubenaktion, die die rührige waadtländische Gruppe der abstinenten Frauen zu unternehmen gedenkt und der unsere freundeidgenössische Unterstützung gebührt.

Alsdann zerstreuten sich die Gäste wieder nach Norden und Westen. Diejenigen aber, denen es vergönnt war, noch etwas zu verweilen, genossen den herrlichen Abend in Gottes freier Natur. Nach leuchteten in der Abendsonne die Hotels und Villen von Glion und Caux, in rosigem Schein grüßte die vielzackige Dent du Midi herüber, doch langsam legten sich die ersten Abendschatten auf die friedliche Landschaft und leise plätscherten die Wellen am nahen Ufer gleich einem Nachklang aus dem Lied vom „weißen Band" vom „frohen Tag, der kommen wird zu seiner Zeit!

Helfet mit, helfet mit! M. R., W.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Mitglieder- und Delegiertenversammlung der Zürcher Frauenzentrale 23. Okt., 14.30 Uhr, im Hause am Schanzengraben 29. „Der Hausfrauenverein Zürich und Umgebung, seine Ziele und seine Arbeit." Referat von Frau Boßhart-Frölich. „Unsere Haushaltlehrmeisterinnenkurse und die erste schweiz. Haushaltlehrmeisterinnenprüfung." Referat v. Frau Frey-Kamm.

Zürich: Arbeit und Bildung, Gartenhofstr. 7, veranstalten eine Vortragsserie von Franz Mannheimer, Privatgelehrter, über „Geschichte des Judentums vom zweiten Tempel bis zur Gegenwart." Kurs in fünf Abenden. Beginn: Montag, 21. Oktober, und vier weitere Montage. Zur Deckung der Unkosten wird ein Kursgeld von Fr. 4.— für den ganzen Kurs und Fr. 1.— für den einzelnen Abend erhoben. Zweck dieser Vorträge ist, in den Wirren der Gegenwart klärend und stärkend zu wirken.

Basel: Hausfrauenverein. 24. Oktober, Vortrag von Polizeileutnant Brüstlein über Verkehrsordnung und Lärmbekämpfung.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

REKLAMETEIL

Hauswirtschaftliche Ausbildung.

Die Gegenwart fordert eine gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung der Töchter in jungen Jahren, aber sie soll sinngemäß, rationell sein. Denn der heutigen Hausfrau ist es nicht mehr Selbstverständlichkeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nur zu kochen, waschen, putzen, flicken; sie wünscht Freizeit für geistige Bedürfnisse, Erholung, Sport.

Im Sinne dieses modernen Ideals der Hausfrau sucht die Haushaltungsschule Klosters, von Herrn und Frau Dr. Landolt geleitet, ein umfassende, gründliche Ausbildung zu bieten, die jedoch durch Bildungsfächer, Wirtschaftskunde, Musikpflege und Sport harmonisch und zeitgemäß ergänzt wird. Sonniges Höhenklima und ein Internat familiären Charakters von gutem kulturellem Niveau sind weitere Vorteile dieser Schule, die sich speziell für Abiturientinnen höherer Schulen eignet. Der Wintersemesterkurs beginnt Mitte Oktober und dauert bis Ende März 1936. (Siehe Inserat.)

Flechten
jeder Art, auch Barthechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. OF13010Z

Inserate
für offene Stellen u für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

OF 126 a
Persil gibts nur in dem Paket, worauf Persil und Henkel steht
Persil Henkel
Henkel, Basel
D 30 d

Haushaltungsschule Klosters
Wintersemesterkurs 1935/1936
Gründliche Ausbildung (Zürcher Lehrplan) mit Diplomabschluß. Bildungs- und Sprachfächer. Gesundheitliche Förderung durch Wintersport in bevorzugter Höhenlage (1250 m ü. M.). P 83-5 Ch **Dr. Landolt & Frau.**

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

Warum
Stickerei-Kleider?
Weil dieselben reizend kleiden und heute sowohl für die Winter- wie auch die übrige Saison in ganz aparten Dessins ausgemustert sind, nicht zuletzt aber auch der Mode voll und ganz entsprechen. Lassen Sie sich von unseren Vertretern, welche die ganze Schweiz bereisen, unsere neuesten Kollektionen vorlegen. Die reiche Auswahl wird Sie in Staunen versetzen. Vergessen Sie nicht, von unseren Vertretern die Ausweiskarte unseres Verbandes zu verlangen. Nur dadurch sichern Sie sich 100%ige Schweizerware auf der Arbeitsbeschaffungsaktion des Zentralverbandes der **Schweiz. Handmaschinenstickerei** Bahnhofplatz 7, St. Gallen. B 27

Auch in diesen Tagen, meine Damen, sollten Sie sich wohl fühlen!

Beschwerden während des Unwohlseins haben verschiedene Ursachen. Der häufigste Grund ist einfach, aber den meisten Frauen unbekannt.

In diesen Tagen sind die Organe des Unterleibs stark durchbluet, also mehr oder weniger entzündet und deshalb sehr empfindlich. Erfolgt der Stuhlgang nicht regelmäßig morgens und abends, so sammeln sich die Schlacken im untersten Dickdarm an, erzeugen Vermehrung der Blutstauung, drücken auf die empfindlichen Organe und verursachen Schmerzen, die mit anscheinend unabwendbarer Sicherheit jeden Monat wiederkehren.

Das betrifft besonders Frauen, deren Tätigkeit sie zwingt, auch in dieser Zeit sitzend zu arbeiten.

Meine Damen, nehmen Sie einige Tage vor Beginn der Periode jeden Abend einen Eßlöffel Emodella. Emodella ist aus reinen Pflanzensäften hergestellt; es wirkt mild und büßt seine Wirkung auch bei langem Gebrauch nicht ein. Es reinigt Ihre Eingeweide, und eine geregelte Verdauung erspart Ihnen viele Schmerzen.

Emodella wird von der Gaba A.-G., Basel, hergestellt und ist in allen Apotheken zu Fr. 3.25 die große und Fr. 2.25 die kleine Flasche erhältlich.

Auf Verlangen schickt Ihnen die Gaba A.-G., Basel, Emodella durch die Vermittlung eines Apothekers per Nachnahme direkt zu. F 13

Literarische Beilage.

Editha Klipstein:

Anna Linde, Roman.

H. Goverts Verlag, Hamburg.

Die Leiter des neu gegründeten Verlagshauses H. Goverts, Hamburg, haben Mut und Glück. Sie beginnen ihre Tätigkeit mit der Veröffentlichung eines großen und bedeutenden Frauenromans; Editha Klipstein, unsern Lesern als Verfasserin geistreicher Essays bekannt, ist seine Autorin. Das Problem, das wir in jenen Arbeiten als eine wesentliche Frage Editha Klipsteins erkannten, liegt auch ihrem ersten größern Werk zu Grunde: es gilt ihr, hier in erzählender Fassung, Inhalt und Form des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Gesellschaft zu bestimmen und abzugrenzen; es drängt sie, nach ihrem Sinn oder Un-Sinn zu forschen, Möglichkeiten und Anzeichen der Wandlung zu erspüren und zu deuten. Die Dichterin stellt den einzelnen Kapiteln ihres Buches kurze, kluge Sätze als Motto voran, die wie kostbar geschliffene Spiegel das Geschehen auffangen und es gleichsam unter indirekter Beleuchtung stehend, zurückgeben. Unter ihnen findet sich ein Wort, das ihre Stellungnahme klarlegt, eine Stellungnahme, die jedoch ohne jede politische Tendenz zu verstehen ist: „Der Bürger muß erfahren, und wenn es ihn das Leben koste, daß Gott kein Bürger ist." (Zugleich wird hieraus ersichtlich, mit welchen Maßstäben gemessen und mit welchen Einsätzen gespielt wird.)

Anna Linde, um die Jahrhundertwende ein junge erwachsenes Mädchen aus bürgerlicher Herkunft, trägt solches Wissen schon früh in sich, wäre es auch nur als die schlechte Laune, die sie beim Staubwedeln über verschnörkelten Möbeln befällt, oder als jenes selbstverständliche Wohlbehagen, mit dem sie sich in der kecken Jünglingsverkleidung einer Liebhaberaufführung bewegt. Doch ihr Fall ist ernster, als es die gütigen, ihr letztlich aber doch wesensfremden Großeltern wahr haben wollen, nicht als bloße Backfischlaune oder vorübergehende Entwicklungserscheinung zu verkleinern. Wohl kleiden sich ihre Sehnsüchte noch kindlich genug in den Wunsch nach einem ungebunden-ernsten Atelierleben, nach glänzenden Erfolgen ihres schönen Mattaleutes. Unter solchen Eitelkeiten verborgen liegt ihnen aber schon die Ahnung zu Grunde von der „Bevorzugung ihrer Geburt", die sie Großem verpflichtet muß. Wie könnte da des herben Freundes, des Bildhauers Hermann Stimme verlocken, da er sie zu „eigenem Anfang" in ein noch engeres, kargeres als das gewohnte Leben führen will? Weil sie ihn liebt, weiß sie, wie recht er hat mit seiner Kritik an ihr und ihren Verhältnissen; aber aus dem selben Grunde kann sie ihm sein Recht nicht geben. „Jeder Mensch rührt einmal an die Stunde, die, recht begriffen, sein Leben leicht machen könnte." Die Geschichte dieser trotzig verschmähten Liebe, dieses Gegenspiel zwischen Anna und Hermann, ist wie der Lauf eines unterirdischen Wassers, das unter der Landschaft von Anna Lindes Leben bald leiser, bald lauter vernehmbar hinrauscht. Dieser Stromlauf geht nicht eins mit ihren Wegen, sondern überschneidet und durchkreuzt sie. An den Tag tretend, zwingt er Anna bald zum vorsichtigen Umgehen, bald zum verwegenen Sprung über aufgerissene Tiefen.

Und doch wäre es unbillig, Anna Lindes suchende Schritte, die sie scheinbar von ihrem Zentrum entfernen, als bloße Irrwege zu sehen. Denn eine heilige Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie treibt sie aus der Enge in die Weite, läßt sie die behaglich gesicherte Existenz des behüteten Mädchens für das ungeborgene Leben in der Pariser Bohème eintauschen, treibt sie nach Spanien und zuletzt gar in eine Ehe hinein, die ihr durch reiche Gedmittel eine Verwirklichung verspricht. Manchmal fürchten wir wohl, sie verloren geben zu müssen, verloren an die eigene begabte und reizvolle Person, an den raschen, geistreichen Flirt, an die befriedigte Eitelkeit über ein gelungenes Bild und seine schmeichelhafte Anerkennung, preisgegeben dem Festleben, das sie ein paar Jahre lang im eigenen Schlößchen und Park als umschwärmte junge Frau geschmackvoll und glänzend zu führen weiß.

Aber dann sind ja die Nächte da, — die nächtliche Heimfahrt zum todkranken Großvater, es gibt jene Nacht im alten Turm, Nachtwachen bei Kranken und einmal die Totenwache gar, damit sie selbst sich erkenne, damit auch wir sie recht zu schauen vermöchten. Es kann jetzt nicht mehr der Morgen, der Tag, Ort der Offenbarung sein, wie damals, als die blutjunge Anna „die Fensterflügel weit geöffnet hatte wie ihr Herz, und den heiligen Hauch, der von den Rasenflächen hereinströmte, mit durstigem Antlitz empfing, einen Hauch, gemischt aus Tau und Nacht und erstem Glitzern sieghaften Morgens. Wie hätte sie damals niederknien mögen und den Tag mit einem Zeichen des Kreuzes beginnen, ein Symbol entgegenstemmen mögen zum Zeichen ihrer Furcht vor einer strömenden und beklemmenden Harmonie. Wie wollte sie ihr Tagewerk fleißig beginnen und das Zimmer wie ein Antlitz schmücken, auf dem der Glanz der Sonne mit Wohlgefallen ruht." Jetzt sind es die Nächte. Ihnen sind viele Fragen aufgegeben, und sie münden alle in die eine, die Anklage und Bekenntnis zugleich ist: „War es denn ihre Schuld, daß sie die Welt, in die sie gesetzt worden, nicht hatte lieben können?" Und es ist schließlich der Zusammenbruch ihrer Ehe, ihres Vermögens, es ist Krieg und Inflationszeit, die wie eine einzige übergroße Nacht die Klarheit zeugen.

Es ist bezeichnend, daß erst der letzte Teil von Anna Lindes Geschichte den Namen Hermanns trägt, bedeutsam, daß er ihn tragen darf. Man freue sich aber nicht auf einen landläufigen guten Ausgang, endliche glückliche Vereinigung der noch immer sich Liebenden. Vereinigung wohl, aber sie heißt nicht spätes Liebesglück oder Eheschluß, sie heißt schlichter und ernster: gemeinsame Arbeit. Hermann, der seinen Bildhauerberuf aufgegeben, der Handwerker und Leiter einer Anstalt für Kriegskinder geworden, führt Anna durch die Einfügung in seinen Kreis einem neuen tätigen Leben zu, vom genießerischen Aestheticismus ihrer frühern Jahre zum Dienst am Mitmenschen. Sie, die einst den häßlichen kleinen Jungen vom ihrem Tische gewiesen, dadurch schuldig-unschuldig den Tod seiner Mutter herbeigeführt, wird nun andern häßlichen wie hübschen Kindern Helferin und Mutter. Sie, die einst die Frömmigkeit um der Schönheit willen verließ, muß es lernen, „daß eine neue Schönheit nicht ohne neue Frömmigkeit gefunden wird." Es ist kein rasches, glattes sich Zurechtfinden, das Anna zuteil wird. Oftmals tut sie ihre Arbeit widerwillig und im Bösen, aber sie leistet sie. Denn: „Alles hilft uns, sobald wir die Richtung haben."

Die hier versuchte kurze Nachklassizierung von Editha Klipsteins Roman kann seinem lebendigen Reichtum nicht gerecht werden. Denn diese Fülle ist das Ergebnis eines ganzen vom Geiste her bestimmten Lebens, und sein Geheimnis ist darin Gestalt geworden. Es darf dabei ruhig ungewußt bleiben, wie weit autobiographische Züge von der Autorin in ihr Werk verschmolzen wurden. Ihr Wert ist uns Bürge für die Echtheit des Erlebens, das sich in ihm birgt und offenbart. Ihre Aussage ist von jener sachlichen Sauberkeit und seelischen Reinheit, die selbst die schwersten Bekenntnisse für den Lauschenden tragbar und fruchtbar werden läßt. Ein sicheres Gefühl für Maß und Proportion begrenzt die Gestalten, rückt sie an ihren Ort und bestimmt ihr Spiel. Kein Zufall, daß Anna Linde, die Malerin, die Beherrschung der „Relationen" als beste Befähigung sich zuschreibt und daß sie, bei einem toten Freunde wachend, erkennt: „Nichts anderes können wir lernen in diesem langen Leben, als das uns zugehörige Maß zu finden." Editha Klipstein entläßt uns im Augenblick, da Anna Linde ein neues Maß für ihr Leben gefunden. Im Ausmaß von Schöpferin und Geschöpf liegt es begründet, daß wir von ihnen fernere Bewährungen zuversichtlich erhoffen.

A. H.

Anna Schieber:

Wachstum und Wandlung.

Ein Lebensbuch. Rainer Wunderlich. Verlag Tübingen

Anna Schieber breitet in diesem Buch den unergründlichen Reichtum ihres Lebens und ihres Daseins weite Ebenen vor uns aus. Mit Recht nennt sie es Wachstum und Wandlung. Die Wandlung ist die Ausgestaltung der eingeborenen edlen Art; sie ist von Anfang an die geprägte Form, die wachsend sich entwickelt.

Anna Schieber besitzt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erstrebt im Empfangen und Mitteilen seine Vollendung. In ihrem Lebensbuche ist jene Kraft am Werk, die viele Namen hat und in vielen Gestalten und Zeiten dem Menschen begegnet, die guten Willens sind. Die Menschlichkeit führt in diesem Buche die Feder. Anna Schieber sucht den heimlichen Ewigkeitswert überall, auch in den kleinen, alltäglichen Dingen. Sie spürt den verborgenen Fäden nach, die das Endliche mit dem Unendlichen verbinden. In ihrer erd- und himmelsnahen Art, in der klaren, weisen, gepflegten Sprache erinnert ihre Darstellung an die der besten nordischen Dichter.

Anna Schieber läßt uns in den Kinderjahren das geheimnisschöne Verbundensein von Mutter und Kind miterleben. In ihrer nach hohen Zielen strebenden Jugend die erzieherische Arbeit. Sie bucht die tiefen Freuden und die bitterberen Enttäuschungen. Kinderseelen werden ihr anvertraut und wieder entrissen, weil ihr die Bildung des Herzens, die harmonische Entwicklung von Seele und Geist mehr gilt als äußerer Schliff. Doch auch in den Enttäuschungen verliert Anna Schieber nie den Mut zu helfender wegweisender Arbeit. Sie hat die körperliche Mutterschaft nie erlebt, aber sie besitzt das Mutterein der Seele. Wie sie immer und überall die heimliche Führung spürt, so ist es bei manchen Geschehnissen wie ein leises, mystisches Gleiten in das Unerforschbare, Uebersinnliche.

Dieses Unerforschbare und Unfaßbare ist in seltsamer Eindrücklichkeit spürbar bei den Erlebnissen des Weltkriegs. Anna Schieber leistet Hilfe in einem großen Lazarett. Sie ist ja keine eigentliche Schwester. Der Arzt hat sie kennen gelernt als „Menschenschwester". Nun pflegt sie Verwundete. Weil sie diese Gabe des Tröstens, diese wegweisende Liebe hat, wird sie eines Tages aus den großen Sälen in zwei abgelegene kleine Stuben mit je einem Bett versetzt. „Wer hier hereingetragen wird, der ist schon aus dem Kreis des Lebens herausgestellt, der braucht Ruhe zum Sterben und braucht doch auch, da es mit dem Sterben nicht immer so leicht geht, für die harte Arbeit, die es zu tun gibt, einen Kameraden, der ihm die Hand reicht: Eine hilfreiche Hand, die er fassen kann, solange die seine noch Kraft hat, und die, wenn er versagt, und loslassen muß, ihrerseits nicht losläßt."

In diesem Helfen „Zu Ende zu tragen" kommt diese Menschenschwester in diesen beiden kleinen Stuben sich als Stellvertreterin derer daheim vor.

Einmal erlebt sie in der Sterbekammer so etwas wie ein Wunder. Ein junger Mann mit Starrkrampf, dieser Geißel der Anfangskriegszeit, ist hineingebracht worden. Eine Muskel nach der andern muß erstarren, bis bei wachen Sinnen der ganze Mensch wie ein Stück Holz wird. Eines der letzten Worte, die der junge Mensch hervorgebracht hat, hat seiner Mutter gegolten. Da, als sie einmal mitten in der Nacht denkt: Es wäre doch barmherzig, die Dosis noch etwas stärker zu machen, denn sie sieht die blauen Augen so unsäglich bettelnd auf sich gerichtet — wie ein Mensch das so denkt: „Will kein Gott auf Erden sein, sind wir selber Götter" — und sie sich vor sich selber und den bettelnden Augen ans Fenster flüchtet, da droben am Himmel die Sterne ihre Bahn ziehen, hört sie hinter sich eine Stimme und meint zu träumen: „So an Durst hätt i halt." Das hatte nicht mehr im Programm gestanden. Der Doktor hatte bei der späten Visite gesagt: „Sehr lange kann es nicht mehr gehen", und hatte für alle Fälle noch einige Anweisungen gegeben. Aber es gibt so etwas wie Wunder, man mag es heißen wie man will: es gehen da geheimnisvolle Kräfte um, und hier ist irgendeine Reserve aufgesprungen, die den Krampf gelöst hat, denn der geht nun unaufhaltsam zurück, wie er unaufhaltsam gekommen ist.

Von besonderen und geheimnisvollen Begebenheiten und Begegnungen ist das Buch voll. Ergreifend die Not der Nachkriegszeit. „Lawinengleich schwellen die Preise. Menschen gehen leise und heimlich aus dem Leben." — Da geschieht etwas Unerwartetes. Aus der Schweiz kommt ein Zeitungsartikel: Eine schweizerische Frauenzeitung erläßt einen Aufruf. Man hat der Dichterin Anna Schieber viel zu danken; viele kennen ihre Bücher, man will nicht, daß sie Not leidet. — Anna Schieber schreibt einen Brief an die Schriftleitung des Blattes. Sie selbst ist merkwürdigerweise nicht in Not. Ihr ist bis jetzt immer noch Hilfe gekommen zur rechten Zeit. Dagegen rings umher herrscht die Not tausendfach und das ist die Not, daß man nicht helfen kann. Sie spricht die Bitte aus, falls je etwas zu Stande kommen sollte, dann sagen zu dürfen, was mit dem Betrage geschehen dürfe. — Durch die Vermittlung von Anna Schieber ist in jenen schweren Jahren viel hartes Leid gelindert worden.

Die Lesergemeinde, die damals dieser schlichten edlen Frau aus der Schweiz Hilfe gesandt, wird eine tiefe Freude empfinden über Anna Schiebers Lebensbuch. Viele wertvolle Menschen treten uns darin entgegen, viele merkwürdige Ereignisse werden uns darin erzählt. Die Ernte eines langen reichen bald siebzigjährigen Lebens ist darin aufgespeichert. Es ist das schöne, reife Buch von dem heimlichen Verbundensein der Menschen, die hinsteuern auf das gleiche Ziel: Wahre Menschlichkeit zu leben.

Johanna Siebel.

Ruth Köhler-Irrgang:

Die Flöte im Schilf und andere Erzählungen.

B. Behr's Verlag Fr. Feddersen, Berlin und Leipzig 1934.

Das kleine schwermütige märkische Idyll „Die Flöte im Schilf" gibt Auftakt und Melodie zu den in diesem Band vereinten 12 Erzählungen, der, obgleich ein Erstling, nichts von Anfängertum verrät, vielmehr eine sichere Beherrschung der Mittel erweist und ein Heimlichsein in den Tiefen der menschlichen Seele, in die als die dunklen Gründe alles an der Oberfläche sich abwickelnden Geschehens, die Verfasserin uns hineinblicken läßt. Von Schuld und Schicksal kündet sie, wie sie sich auswirkten an Menschen vergangener Zeiten, so an solchen, die die Schrecken des 30jährigen Krieges erlitten oder überlebten, aber auch an Gestalten unserer Tage, meist Außenseitern, denen das Leben härter zugesetzt hat als billig. Seelische Kämpfe, die sich verborgen vor den anderen in den geheimen Schlupfwinkeln des menschlichen Herzens abspielen, von dem es in der Bibel heißt, daß es ein trotzig und verzagt Ding zugleich ist, wer mag es ergründen? Verborgen vor den andern, die dann erstaunt ja verständnislos vor dem stehen, was als vollendete Tatsache sichtbar zutage tritt, solches ist das Hauptthema der Dichterin. Was hat der gebrechlichen alten Frau die Kraft gegeben, allein ihren Tod zu suchen, der nur die Ihren mit schwerem Verdacht belastet, da niemand an die Selbständigkeit der Greisin glaubt? (Der heimliche Gang.) Was ging in der Seele des Blinden vor, der im Kreis der Münzsammler sein kostbarstes Stück verächtlich auf den Tisch warf und die Runde für immer verließ? (Der Sturmtaler.) Was führt schließlich die arme uneheliche Mutter dazu, den versuchten Teppich des Armeniers, der dem Kind ihrer Nebenbuhlerin den Tod bringen soll, ins Meer zu werfen, der Rache für immer entsagend? (Der Teppich.) Diese und andere rätselhafte Vorgänge hellt Ruth Köhlers feine Kunst für uns auf, nicht wie jemand, der Geheimes aufspürt, sondern wie eine, die Vereinsamten liebevoll nachgeht, und in schwesterlichem Verstehen die Hand reicht, die andere in törichtem Hochmut oder gänzlichem Unverständnis verlagen. „Richtet nicht" könnte als gemeinsames Motto über all diesen fesselnden, unsere rege Teilnahme, unser Nachdenken wachrufenden Geschichten stehen, in denen innerlich und zwischen den Zeilen lesbar noch so viel mehr geschieht, als äußerlich das schlichte Wort berichtet. Einen freundlichen Ausklang gibt dem gehaltvollen Bändchen „Die glückhafte Wiese", die unerwartet zum Eigentum eines bislang zu den Enterbten gehörenden Kindes wird und damit zu seinem Glück, da es an Pflanze und Getier seiner kleinen Umwelt in inniger Liebe hängt.

In diesem kleinen Schlußstück bricht die Sonne durch, die in den anderen Erzählungen gewissermaßen hinter den Wolken versteckt war, versteckt, aber dennoch da. Denn alle künden sie von unbedingter Lebensbejahung, von einem gläubigen Vertrauen, das nicht müde wird, auch in dem verworrensten Geschehen nach dem Sinn zu suchen und, wo es sich zum Verzicht bekennen muß, nicht etwa auf Abwesenheit des Sinnes schließt, sondern auf die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis, die hier nur wie durch einen dunklen Spiegel sieht.

E. K.

Sabine Lepsius:

Stefan George. Geschichte einer Freundschaft.

Verlag die Runde, Berlin.

„Für George war der Besuch dieses Hauses (des Malers Reinhold Lepsius in Berlin) die schönste Form sich von der gesellschaftlichen Vereinzelung, in der er auch mit den zerstreuten Gefährten noch befangen geblieben war, zu befreien und das Schicksal einsamer Genies in Deutschland zu vermeiden: trotz aller Kräfte in Winkelhaftigkeit zugrunde zu gehen. Hier leitete die stillen wie bewegten Abende Frau Sabine, selbst als Malerin ein tüchtiges Talent, in Musik und Gesang von hoher Schulung, in geistigen Dingen ohne besondere Eigenbildung, aber von großer natürlicher Klugheit, die von ihrer hohen Männerstirn und den klaren, durchschauenden braunen Augen ausstrahlte, als Frau von den neuen Gedanken der Frauenbewegung angerührt und für sie eintretend, aber eine Gattin und Mutter von dem ungebrochenen Opfersinn alter Art für Mann und Kind und Haus." Mit diesen Worten charakterisiert Friedrich Wolters in seinem Werk über Stefan George die selbe Sabine Lepsius, die uns jetzt ihre Erinnerungen an den großen Dichter vorlegt. Ihre Darstellung, die sich Geschichte einer Freundschaft benennt, ist damit ausdrücklich auf das persönlich Erlebte und Erfahrene festgelegt. Diese Grenze wird mit schöner Genauigkeit innegehalten. Bei dem mystischen Halbdunkel, das Stefan Georges Gestalt für weitere Kreise bis heute noch umgibt, ist der Bericht dieser Mitlebenden trotz seiner Subjektivität unseres Interesses gewiß. Sie ist aufmerksame Hörerin der vielen klugen Gespräche, bei denen Stefan George der Mittelpunkt ihres Kreises ist, bei den „Lesungen", die er in ihrem Hause veranstaltet und denen sie durch sinnreiche Inszenierung einen würdigen Rahmen zu geben weiß. Sie ist verständnisvolle Lauscherin, wenn der Freund ihr einmal eine Stunde persönlichen Bekennens schenkt. Sie ist aber als Malerin vor allem Augenzeuge. Von der Seite des Gesichts her kommen ihr und damit auch uns die bedeutsamsten Aufschlüsse über das Wesen Stefan Georges. So geschieht ihr in der Zeit der sich steigernden Freundschaft, als sie an einem Porträt Stefan Georges arbeitet: in dem kahlen Atelier ruht er einen Augenblick, in seinen Mantel gebettet, auf dem Boden. „Da lag er wie ein schlafender Ritter. Das Pathos eines Monuments umgab ihn." Tiefere Sicht noch enthüllt eine andere Episode: Sabine

---

Aus dem Roman von Editha Klipstein „Anna Linde".

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages H. Goverts, Hamburg, abgedruckt.)

Die Leiden des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Leiden des Liebenden. Doch bietet das Theater des Lebens wie das der Bühne die Möglichkeit reicher Reflexe, und was einer erlitt, können viele genießen.

Dies also war Paris, — die ersehnte Ferne, die Fremde. Anna fand der Herrlichkeiten mehr, als sie zu träumen gewagt, und dennoch befehdeten sich gar bald zwei Strömungen in ihr, deren Ursprung sie nicht nachzugehen wagte in einer allzu eilig gewordenen Welt.

Sie hätte zunächst gerne nur geschaut und immer wieder geschaut, aber es hieß ja, der Heimat beweisen, daß sie nicht zu unrecht fortgegangen war, und daß ihre Talente die vielen Opfer rechtfertigten.

Erfolg und Ruhm! Allzu viele Jahre durften nicht vergehen, bis man etwas „wurde", denn der Erfolg mußte, um wahrhaft überwältigend zu sein, mit der Jugend zusammenfallen.

Auf ihn hin wurde gearbeitet, und man schien in dem jeweiligen Paris sehr genau zu wissen, um was es sich bei dem Worte handelte. Etre arrivé! — Schnell genug ward man in diesen Bannkreis hin[illegible]gen, in dem der Ruhm zu einer Art Sp[illegible] gemacht wurde, was freilich die Jungen noch befangen in der Unverdorbenheit jedes echten Lebensdranges, nicht so bald durchschauten. Die unvergleichliche Stadt, die es mit der Weite der Welt aufnahm, gab außerdem eine Regie ab, die auch das kleinste Spiel bedeutsam machte.

Wie in einem prachtvollen Schloßraum manche Geschmacklosigkeit mit unterlaufen darf, ohne den Raum zu gefährden, — so fand auch in Paris im Schutz seiner gleichsam allumfassenden Architektur und seines durchgereiften lächelnden Wissens um die unterschiedlichsten Dinge dieser Welt noch mancher Vertreter einer sterbenden Romantik Unterkunft, der hier sogar noch Hüter einer Tradition, ja gelegentlich Führer der Jugend sein durfte und konnte.

Anna sah vorläufig nicht viel mehr darin, als den Fortschritt des Heutigen gegen das Gestrige, die herrlich brutale Ueberlegenheit des temperamentvollen und unbedenklichen Willens gegenüber dem ängstlichen Maßhalten einer bürgerlichen Konvention, in der sie groß geworden war. Sie sah es so, weil viele es so sahen.

Die kostbare Tafel der Kunstgenüsse schien hier für jeden gleichmäßig gedeckt, man brauchte sich nicht um Verdienste und Würden zu bemühen, um sich daran niederzulassen. Und ebenso kostenlos boten sich die buntesten Schicksale und menschlichen Verwirrungen dar. Anna studierte diese Schicksale, ohne Schlußfolgerungen für sich selbst zu ziehen. Denn bei ihr lag alles anders. Hatte nicht seit jenem Abend, als sie Hermann gehen ließ, das „Theater" begonnen? Und mit einer rachsüchtigen Befriedigung konnte sie feststellen, wie viel wohler sie sich in diesem Zustand des eigentlich nicht mehr Mittuns befand und wieviel künstlerischer sie dadurch geworden.

Wohl wahr, sie lernte viel dazu, und das Unbeirrbare ihres Wesens zog manchen an als ein großer Reiz. Und in ihrer Einsicht, die so schnell des anderen Interessen wie ihre eigenen fühlte, war sie äußerst bequem. Es fanden sich auch Männer, die mehr von ihr wollten, als nur ein belebendes Gespräch, zwei oder drei recht feurige Verehrer. Doch von keinem fühlte sie sich tiefer berührt. Entweder fügten sie sich als gute Kameraden oder ließen sie laufen. Niemals lag in Annas Wesen die geringste Berechnung, und stets hatte sie, wenn es darauf ankam, auf einen äußeren Vorteil zu verzichten, eine aus dem Herzen kommende vornehme Geste bereit.

So nahm man sie als „Erbin", im materiellen und geistigen Sinn, und ließ ihr das Vergnügen, sich auch als Arbeiterin zu fühlen.

Am meisten kam ihr zugute, daß es sogar nichts für die Welt bedeutete, im großen nicht und nicht im kleinen, ob ihre Leistungen gut oder schlecht waren. Noch blieb eine Neugierde wach, sie stand noch nicht auf der Höhe ihrer Entwicklung, sie konnte noch Ueberraschungen bereiten, einerlei nach welcher Richtung. Diese Neugierde der anderen, eine süße Schmeichelei, beflügelte ihren Ehrgeiz.

Das Dasein wurde von Tag zu Tag hastiger und geschäftlich bedrängter. Daß man den Kameraden nicht mehr so ehrlich die Meinung sagte wie früher, lag gleichfalls an der Hast der Zeit. Jeder fühlte es dem andern nach, daß auch er sich beeilen mußte. Witz und Strenge erlahmten immer mehr; das amerikanische Element verbündete sich mit der romantischen Weiblichkeit der alten Welt und machte mit ihr zusammen ein ausgezeichnetes Geschäft.

Ein paar ehrliche Unzufriedene, die über den Rückgang und das Mehrhervorhandensein einer „Schule" klagten, wurden Akademisten gescholten, und andere Gruppen, die in eigentümlich abstrakten Formen zu arbeiten begannen, gleichsam mit Mathematik, galten für Anna und ihren Kreis zunächst für komisch. —

Für das gute Gewissen sorgte die Geschäftigkeit des Tages. Ach, man war ehrlich müde von soviel Malerei! Und außerdem hatte der Neuling ungezählte Ausstellungen zu besuchen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Freilich sprach der Schauspieler Eckerling, mit dem sie sich befreundete, — der am Boulevard Michel mit seiner Frau eine ruhige kleine Wohnung inne hatte — geringschätzig von diesen überhand nehmenden Ausstellungen, auf denen sich die Käufer keine Bilder, sondern nur noch Stimulantien kauften. Aber Eckerling war Pessimist und außerdem kein Maler, und seine Frau, die eine recht talentvolle Studentin gewesen, bekam bereits manches graue Haar und mußte sich abplagen wie eine deutsche Hausfrau auch. Vorläufig bil-

Lepsius ist mit Stefan George Gast in einer befreundeten Familie, wo der Brauch es will, daß statt einer Eintragung im Gästebuch der Scheidende einen jungen Baum zu pflanzen hat. Als Stefan George mit ungewohnter Hand den Spaten regiert, ergreift Sabine ein geheimes Grauen, denn in seiner Beziehung zur Natur vermißt sie die Unschuld. „Er grub nicht wie ein Gärtner, er grub wie ein Schatzgräber.“ Es bedeutet ein gleiches, wenn Sabine Lepsius auf ihrem ersten Spaziergang mit George in einer lieblich idyllischen Gegend Deutschlands ihn als einen gefährlichen Dämon empfindet, der ihren Frieden stört. Erst in der großartig düstern Bergwelt Graubündens, zwischen zottigen Tannen und kahlen Felsen, an gefährlichen Schluchten und stürzenden Bächen scheint er ihr am Platze. Dort ist er ein Berggeist oder „der menschliche Ausdruck dieser unerbittlichen Natur, die trotz ihrer Kargheit aus Spalten neben den Moosfisseln das unerhörte Wunder der blauen Blume den Enzian sprossen läßt.“

Sabine Lepsius erzählt die Geschichte ihrer Freundschaft von jenem Augenblicke an, da ihr zuerst Stefan Georges Name genannt wird, bis zu jenem bittern Abschied, dem kein Wiedersehen mehr folgt. „Scheiden und Trennen ist schwer und unbegreiflich wie ein Vorspiel des Todes. Zu verstehen, daß dort, wo wir mit einem lebendigen Wesen, das immer eine Welt darstellt, in täglicher Berührung waren, nun plötzlich eine Lücke klafft, daß dort, wo ein Wiederhall dröhnte, jetzt lautlose Stille erschreckt — das zu verstehen, ist desto unerreichbarer, je gewaltiger die Welt ist, die ein solches Wesen in sich birgt.“ Diese Worte an fast zufällig nebensächlicher Stelle gesprochen, verraten, wie tief beteiligt Sabine Lepsius noch immer dem Rätsel ihrer Beziehung zu Stefan George nachsinnt, wie unüberwunden die Schmerzen des Abbruchs noch geblieben. Man spürt, daß es ihr eine stolze Rechtfertigung bedeutet, sich an Stefan Georges Wort halten zu können, das die Störung der Freundschaft mit dem steten ungehemmten Hereinplatzen der Kinder begründet. Denn wir wissen es ja, Sabine Lepsius ist eine liebende, hingebende Mutter, wie sie eine treue, aufopfernde Gattin ist. Ihre Natur, die Stefan George eine dionysische nennt, drängt wohl nach Entspannung durch Feste, Rausch und starke Einbrüche. Doch sie leistet den Verzicht auf diese ihrem Temperament entsprechenden Ausbrüche, indem sie sich bewußt auf den Boden der Familie stellt. In aufreibender Arbeit als gesuchte Porträtistin, schafft sie ihren Kindern eine verhältnismäßig gesicherte Jugendzeit. In ihrem Tagebuch notiert sie: „Süße, geliebte Kinder, so lange ihr nur lacht und jubelt, so lange bin ich selig! Ihr dürft nichts spüren von der Lebensangst eurer Mutter, von dem Vulkan, auf dessen Erdkruste ihr spielt.“

Aus solchem Zwiespalt zwischen Naturanlage und sich selbst abgeforderter sozialer Leistung lassen sich auch die vorhandenen seelischen Schönheitsmängel des Buches erklären. Er schärft und vergiftet die Pfeile, mit denen Sabine Lepsius jene trifft, die nicht fähig oder willig sind, die beiden Seiten ihres Wesens und Lebens anzunehmen. „Ein Freund nach dem andern verläßt mich“, heißt es im Tagebuch. Aber was bedeutet solcher Abfall und Verlust von der Tatsache, daß der Freund der Freunde ihr auf einen letzten verzweifelten Anruf kein Wort des Verstehens mehr zu sagen weiß? Wir spüren: noch ist Bitternis, Bitternis geblieben. Der Uebergang zu Goethes leidvoller, doch über das Leid triumphierender Tonart: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, daß man es zu seiner Qual nimmermehr vergißt“, ist von Sabine Lepsius wohl versucht, aber er ist ihr noch nicht vollkommen rein gelungen.

Dem Erinnerungsbande ist eine Mappe mit 12 Faksimile-Drucken nach Briefen Stefan Georges beigegeben, die aus dem Besitz von Sabine Lepsius stammen. Elf Bildnisse des Dichters, die seine Erscheinung von der Jünglingszeit bis ins Alter wiedergeben, bilden eine weitere wertvolle Ergänzung.

A. H.

Lebensbilder berühmter Frauen.

In letzter Zeit werden ungezählte Lebensbilder verfaßt. Diese beschäftigen sich fast immer mit den nämlichen berühmten Menschen. Wir müssen uns fragen, warum diese Biographien so sehr dem allgemeinen Interesse entsprechen.

Möglicherweise finden die Leser heute nur noch durch die Biographie eine lebendige Beziehung zur Geschichte. Nur die Darstellung des einzelnen, geschichtlich handelnden Menschen interessiert. Denn zu diesem finden sich überall Parallelen zu unserm heutigen persönlichen Leben. Der durchgehende Lauf der Menschheitsgeschichte löst sich so in einzelne Episoden und Lebensbilder auf. Auch fehlt den meisten unserer modernen Geschichtsschreiber die Größe und die innere Kraft, um, wie etwa Johannes v. Müller die Deutung der Weltgeschichte oder der Geschichte eines Volkes zu versuchen.

Bei einigen unserer Biographen finden wir dieses Bewußtsein der großen Zusammenhänge noch, etwa bei Carl Burckhardt oder bei Stefan Zweig.

Zweigs neuestes Werk, ein Lebensbild der Schottenkönigin Maria Stuart (Herbert Reichner, Wien, Leipzig, Zürich, 1935) möchten wir als eine abgeklärteste Leistung ansprechen. Nichts mehr scheint hier übertrieben oder gezwungen, keine Meinung zum Schaden des Gesamten zu sehr herausgestrichen. Zweig tritt mit seinen frühern Eigenarten zurück, die hin und wieder noch die Biographie der Königin Marie Antoinette (Insel-Verlag) trübten. Er läßt die letzten Schleier, die die Jahrhunderte über das Bild Maria Stuarts legten, unzerrissen. Der starke Zauber, der von dieser Frau noch heute ausgeht, ist gewahrt. Zweig trifft mit seiner liebevollen, menschlichen Deutung die richtige Mitte zwischen Walter Scotts sentimentaler Märchenkönigin und den entwürdigenden Anklagen der Puritaner. Der Dichter gesteht aber selbst daß noch heute vieles im Leben der Königin ungeklärt ist und vielleicht immer unklar bleiben wird. (Etwa die Ermordung Darnleys.) Vor allem aber erfreut uns eine gepflegte und sichere Sprachkunst, die dem Buche erst den abschließenden Wert verleiht.

Ein Gegenstück im schlechtesten Sinne zu diesem reisen Werke bildet die in ein unlesbares Deutsch übersetzte englische Biographie Maria Stuarts von Marjorie Bowen (Gustav Kiepenheuer, Berlin, 1934). Maria Theresia, die mütterliche Frau, die Retterin des alten Oesterreich, gewissermaßen das glückliche Gegenbild Maria Stuarts, steht von jeher im allgemeinen Interesse. Karl Tschuppik, von dem wir schon ein Buch über die Kaiserin Elisabeth kennen, legt uns auch ein Werk über Maria Theresia vor. (Allert de Lange, Amsterdam, 1934.) Zweigs Können reicht in die Dichtung hinein, Tschuppik mag immer noch als geschickter Schriftsteller gelten. Eine flüssige Erzählung läßt seine Bücher lesenswert erscheinen. Sie vermögen uns aber kaum tiefer zu berühren. So werden im neuesten Werk die wesentlichen Züge der überragenden Regentin nicht klar genug herausgearbeitet und die kleine Skizze von Carl Burckhardt (Ch. Coleman, Lübeck), oder der knappe Aufsatz Hofmannsthals, sagen uns auf wenigen Seiten mehr als Tschuppiks breite und etwas unordentliche Darstellung. Dagegen wird doch die geistvolle Gestalt des Kanzlers, Fürsten Kaunitz, lebendig. Der eigentliche Wert des Buches liegt im scharf umrissenen Bilde dieses begabten Staatsmannes.

Weniger Glück hat die große Zarin Katharina II. mit ihrer jüngsten Biographin. Das Lebensbild, das Gina Kaus (Allert de Lange, Amsterdam, 1935) verfaßte, genügt nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen. Die Sprache ist ungepflegt und gezwungen originell. Die Verfasserin will das Interesse des Lesers fesseln, indem sie die ganze Erzählung im Präsens gibt. Anteilnahme ist aber nicht mit solch äußerlichen Hilfsmitteln zu erreichen, sondern nur mit einer verarbeiteten, wesentlichen und sprachlich klaren Darstellung. Wer wirklich etwas vom Wesen Katharinas erfahren will, greife eher zum Buche von K. Waliszewski (Paul List, Leipzig).

Wir fassen diese Uebersicht zusammen: In der Biographie, wie auf allen Gebieten, steht Wertloses neben Wertvollem. Auch im geschichtlichen Lebensbild ist nicht der dargestellte Stoff an sich wichtig, nur die dichterische Gestaltung verleiht ihm bleibenden Wert.

(Für diejenigen, die eine gute Biographie wählen wollen, sei noch bemerkt, daß man sich möglichst nicht durch vielleicht gute Reproduktionen und großartige Aufmachung bestechen lassen soll.)

D. E.

Heinrich VIII. ohne Frauen.

Von Gisela Urban.

„Die Natur hätte für ihn nicht mehr tun können. Er ist hübscher als jeder andere Souverain der Christenheit, hübscher als der Kronprinz von Frankreich. Sehr hell, mit bewunderungswürdig proportionierter Gestalt. Als er hörte, daß Franz I. einen Bart trage, ließ er sich einen wachsen, und da dieser rötlich ist, sieht sein Kinn jetzt wie Gold aus.“

So wurde Heinrich VIII. von dem Gesandten Giustiniani geschildert, der auch die tiefe Religiosität des Herrschers betonte und seine geistigen Gaben verzeichnete, darunter sein Musik- und Kompositionstalent und seine Kenntnis der französischen, spanischen und lateinischen Sprache. Und schließlich bewunderte der Diplomat den König als schneidigen Reiter, der auf der Jagd acht bis zehn Pferde ermüdete, als kühnen Turnierritter, als enthusiasmierten Tennisspieler. „Es ist der schönste Anblick, ihn spielen zu sehen, da glüht seine helle Haut durch ein Hemd aus feinstem Gewebe.“

Heinrich war achtzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg und alle Welt durch seine Schönheit und sein sprühendes Temperament entzückte. Wer hätte damals geahnt, daß er in die Geschichte als königlicher Blaubart eingehen wird? Ist es nicht ein wenig ungerecht, ihn nur als einen Unhold voll grausamer Launen gelten zu lassen? Hat er nicht als Staatsmann und Politiker geglänzt? War es nicht er, der seinem Lande eine erste Stimme im europäischen Konzern verschaffte?

Heinrich VIII. als junger König.

Soll sein Tun und Lassen außerhalb der erotischen Sphäre, in die das Denken der Nachwelt ihn einhüllt, beurteilt werden, dann darf dies nur in engster Beziehung zu der Zeit geschehen, in der er lebte und regierte, im Vergleich mit den anderen Herrschern, die damals auf europäischen Thronen saßen. So sagt Helen Simpson, die, 1932 für ihre Novelle „Boomerang“ mit dem James Tait Black Memorial Prize ausgezeichnet, zu den meist gelesensten englischen Schriftstellerinnen gehört, in dem Vorwort zu ihrem kürzlich erschienenen Buche „Heinrich VIII.“ (Peter Davies Limited). Ohne des Königs Fehler und Schwächen zu beschönigen oder gar über sie hinwegzusehen, entwirft sie in überaus fesselnder Weise sein Charakterbild auf dem Hintergrunde des politischen Geschehens in einem von höfischen und diplomatischen Intrigen, von der Eroberungslust und Nebenbuhlerschaft seiner Fürsten durchwühlten Europa.

Heinrich VIII. größter Rivale war Franz I. von Frankreich, der, nach dem Tode des kinderlosen Ludwig XII. von seiner Mutter Louise von Savoyen auf den Thron gehoben, die Regierungsgeschäfte zunächst ihr überließ. „Sie ist es, die regiert“, schrieb Suffolk, der englische Gesandte, an Heinrich VIII., „und das ist gut. Sah ich doch noch niemals eine Frau gleich ihr, mit Witz begabt und voll Ehre und Würde“. Sie trieb ihren Sohn auch zu dem Feldzug gegen Mailand, in dem er, „ihr glorreicher und triumphierender Caesar“, zum ersten Male Artillerie ins Treffen führend, bei Marignano einen vollen Sieg errang. Frankreich schien gefährlich zu werden. Der König von Spanien war um seine Besitzungen in Italien besorgt, der Papst um die Sicherheit von Rom. Kaiser Maximilian dachte an die Gründung einer Liga gegen Frankreich. Nur Heinrich ließ sich nicht aufscheuchen. Und da er der Einzige unter den europäischen Potentaten war, der nicht unter Geldmangel litt, bemühte man sich von allen Seiten, ihn als Verbündeten zu gewinnen. War es doch naheliegend, daß er, reich, klug und unternehmungslustig, früher oder später seine Nachbarn angreifen würde. Gegen wen wird er Krieg führen? Das war die Frage, die immer brennender wurde, als Heinrich Schiffe bauen ließ — eines davon, die Virgin Mary, kommandierte er beim Stapellauf in einem blendenden Seemannsanzug aus teuerstem Goldstoff — und Geld nach Flandern sandte. Europa war beunruhigt, aber in der Atmosphäre dieser Unruhe erblühte ein Frieden, der drei Jahre währte. Verbindungen zwischen den Herrscherhäusern wurden proklamiert, Frankreich und England schlossen einen Freundschaftsvertrag.

Heinrich VIII. als Bewerber um die römische Kaiserkrone.

1519 starb Kaiser Maximilian. Das war ein Alarmruf. Nicht nur für seinen Enkel Karl, sondern auch für die Könige von Frankreich und ... England. Da die römische Kaiserkrone nicht erblich war, fühlten auch sie sich berechtigt, Ansprüche auf diese höchste Würde zu erheben. Wohl hatte Maximilian unter großen Geldopfern, die den Kredit seines Enkels belasteten, die Freundschaft von vier von den sieben Fürsten erworben, die den Kaiser zu wählen hatten. Da aber die Entscheidung von drei Wahlfürsten noch zu erwarten war, schien dies eine Chance, Karl aus dem Felde zu schlagen. Karl selbst, und auch Franz, trat mit Trompeten und Fanfaren auf. Beide verschwendeten Geld. Heinrich zog es vor, seine Bewerbung vor der Oeffentlichkeit geheimzuhalten. Auch gab er durch seine Abgesandten kein Geld her, er versprach es für den Fall der Wahl. Und das war weise. Denn als alle Anzeichen die Wahl Karls prognostizierten, unterstützte Heinrichs Abgesandter diese Wahl mit dem Hinweis darauf, daß die Königin Katharina die Tante Karls war. Und die Folge? Heinrich hatte sich nichts vergeben.

Begegnung mit Franz I.

So wenig Heinrich bei dem Spiel um die römische Kaiserkrone seinen Säckel erleichterte, so sehr verschwendete er das Geld, als zur Bekräftigung seiner Freundschaft mit Frankreich eine Zusammenkunft mit Franz beschlossen wurde. Da Franz den Stolz seines Volkes verletzt hätte, wenn er über den Kanal gefahren wäre, und da Heinrich nicht daran dachte, einer Freundschaft wegen, die nur auf dem Papiere stand, dem französischen König zuvorzukommen, bestimmte Kardinal Wolsey, Heinrichs tatkräftiger Kanzler, daß zwei Schlösser in der Nähe von Calais erbaut werden sollen, eines für Heinrich auf englischem Boden, das andere für Franz auf französischer Erde. Die erste Begegnung der Könige sollte zwanglos zwischen diesen Schlössern stattfinden. Mußte diese beabsichtigte Entrevue dem Kaiser Karl, für den die Entente zwischen Heinrich und Franz eine Gefahr bedeutete, nicht neue Sorgen bereiten? Unverwutet landete er in Dover. Das Zusammentreffen war wohl nicht mehr zu hintertreiben, aber Karl segelte, dank der Vermittlertätigkeit der Königin Katharina, „nicht ganz ohne Hoffnung zurück“. Wieder hatte Heinrich sein Prestige gesteigert, dem englischen Volk schmeichelte es, einen Kaiser vor seiner Königin knien zu sehen.

Das englische Königspaar fuhr nach Calais, um in dem neu erbauten, mit unerhörter Pracht ausgestatteten Schloß Séjour zu nehmen. Ringsumher wogte ein Meer von Zelten: 2800 waren für die Angehörigen des englischen Adels aufgestellt worden. Die natürliche Prachtliebe des Königs war in eine Verschwendungssucht ausgeartet, die einen Teil seines Vermögens verschlang und ihn zwang, seinen Untertanen neue Steuern aufzubürden. Von seinen 5804 Begleitern waren manche nach ihrer Rückkehr bankerott. Und dies alles nur um der kindischen und gefährlichen Genugtuung willen, einen Rivalen zu überstrahlen. Unentwegt wechselte Heinrich seine silberfunkelnden, goldblitzenden, herrlich gestickten Kleider. Die Edelleute, die ihn umgaben, mußten in ihrem Habitus eine harmonische Staffage zu seiner Erscheinung bilden. Ja, sogar die Soldaten zeigten sich Tag um Tag in anderen farbenprächtigen und reich verzierten Uniformen.

Das Schloß des französischen Königs war nicht vollendet. Dazu hatte es an Geld gefehlt. Doch ein herrlicher blauer Pavillon, von dessen Dach goldene Sterne leuchteten, stand Franz I. und seiner Gemahlin zur Verfügung. Märchenhaft waren die Geschmeide, mit denen die Könige und Königinnen einander beschenkten, schwer im Gold die Ketten, mit denen die Gefolge bedacht wurden. Gegenseitige Besuche, Feste, Turniere, Manöver füllten sechzehn Tage .... die Hitzköpfe auf beiden Seiten hatten keine Gelegenheit zum Streiten.

Die kritischen Jahre Heinrichs VIII.

Zum vollen Durchbruch kam des Königs ungestümes Naturell, als er aus dynastischen Gründen die Scheidung von Katharina anstrebte. Sein glühendster Wunsch war: ein Thronerbe. Dieser Wunsch machte ihn zum Abtrünnigen von der katholischen Kirche, die ihm einst für seine gegen Luther gerichtete Schrift den Titel eines „Defensor fidei“ verliehen hatte. Und dieser Wunsch ist es auch, der das Abgründige in Heinrichs Wesen Oberhand über Vernunft und Menschlichkeit gewinnen läßt. Aus fanatischer Liebe zu einem ungeborenen Sohn diktiert er die Scheidung von Katharina, vereinigt er in seiner Person die Begriffe von Staat und Kirche, entzieht er dem Kardinal Wolsey, der Rom nicht zum Nachgeben bringen konnte, seine Gunst. Sechs Jahre mußte Heinrich auf die Scheidung warten. Wie ein Mann, der einen Berg herunter stürmt, stürzte er sich von einem Stein auf den anderen. Jeder Sprung wurde weiter und gefährlicher. Halt zu machen oder den Kurs zu ändern, das wurde unmöglich. So taumelte Heinrich von dem Leid, das der Mangel an einen Thronerben ihm auferlegte, zur Gewissenbeunruhigung; dann weiter zur Handhabung gesetzlicher Hilfsmittel; von da zur Anwendung ungesetzlicher Mittel und schließlich zur Verwerfung des ganzen Kodex, der ihn verdammte.

Ein Fest auf der Themse.

Symbolisch wurde der Abfall Englands von Rom durch ein Fest auf der Themse gefeiert. Zwei Barken, eine für den Papst und seine Günstlinge, die andere für Heinrich, kämpften auf dem Wasser. Hiermal wurden sie gegenüber von Westminster herumgerudert. Dann ergab sich die Mannschaft des Papstes und fiel über Bord. (Diese Männer konnten schwimmen, sie ertranken nicht.) Heinrich sah von einer Plattform zu, die auf den zum Strom führenden Stufen errichtet und mit grünen Zweigen und süß duftenden Rosen geschmückt worden war. Rosenwasser wurde auf ihn und seine Höflinge gespritzt, die in Booten zu Füßen des Königs saßen. Goldene Barken mit flatternden Wimpeln fuhren mit spielenden Musikanten auf und ab. Es war das erstemal, daß Heinrich bei einem öffentlichen Schauspiel nur als Zuschauer erschien. Sonst hatte er immer als Akteur brilliert. Aber nun war er 49 Jahre alt, von mächtiger Leibesfülle, seine athletischen Muskeln hatten Fett angesetzt. Ein Geschwür am Fuß hinderte ihn am Jagen. Aber nicht am Heiraten ... Anna von Cleve wurde erwartet.

Anschaulich zeichnet Helen Simpson Heinrichs Regierungskunst, seine Erkenntnis, daß die Erfindung des Schießpulvers den Krieg aus einem Spiel der Könige in ein Abenteuer der Nationen gewandelt habe, seine Bemühungen um Erhaltung des Friedens, um die Wohlfahrt seiner Untertanen. „In England gibt es keinen Gastwirt, und möge er noch so gering sein, der seinen Tisch nicht mit silbernen Schüsseln und Trinkbechern bestellen kann.“ So schrieb ein italienischer Schriftsteller, den Reichtum des Insellandes konstatierend.

Sicherlich hat Heinrich, von seinem unbezähmbaren Willen, seiner unbändigen Lebensgier, seiner unersättlichen Genußfreude getrieben, im Bewußtsein seiner Selbstherrlichkeit, manchen unglücklichen Entschluß gefaßt. Aber er hat — seine Scheidung von Katharina ausgenommen, die vom Volke nicht gebilligt wurde — die ungewissen Wünsche und Aspirationen Englands durch Taten verwirklicht. Er war mehr als ein starker Mann, so sagt Helen Simpson, er war die Inkarnation seines Landes und seiner Zeit, ein echter Renaissancefürst. Glänzend wurde seine Persönlichkeit in einem Vers von Sir Thomas Wyat profiliert, der da lautet:

Ich bin, wie ich bin, und so will ich sein;
Aber niemand weiß es wirklich, wie ich bin.
Ob es übel ist, ob es gut ist, ob ich gefangen bin, ob ich frei bin,
Ich bin, wie ich bin, und so will ich sein.

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an den Bahnhofbuchhandlungen von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den Kiosken in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.

Gebt es den Freunden mit - auf Reisen liest man gern.

Wer hustet *gefährdet seine Lunge*

Hilfe bringt auch bei chronischen Bronchialkatarrhen und Asthma das von Professoren, Aerzten, Heilanstalten erprobte und anerkannte Silphoscalin (Comp. Calc. glyc. ph. Silic., Stront., Lith., Carbo med., Ol. erucae sacch. lact.), weil es durch wirksame Schutzstoffe das zarte Atmungsgewebe gegen Erkältungen und Bakterien panzert. — Packung mit 80 Tabl. »Silphoscalin« Fr. 4.— in allen Apotheken erhältlich, wo nicht, dann (c2524

Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)

Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift.

P 43 K

deten in Annas Augen auch Agnes Eckerlings kleine Buben eine zweifelhafte Entschädigung für die hohe Wissenschaft. Trotzdem fühlte sie sich heimisch in dem soliden kleinen Haushalt, der doch gar nichts Kunstfremdes hatte.

Was konnte schöner sein, als nach einem Tage der Arbeit und des Umherjagens abends in der eigenen kleinen Behausung zu landen. Annas Atelier lag in einem großen Hause, in einer der Seitenstraßen des Montparnasse. Sie hatte drei Treppen zu steigen, einen düsteren Gang entlang zu gehen an lauter gleichförmigen Türen vorbei, dann tat sich eine dieser grauen Türen auf, und sie war in ihrem eigenen Reich, innerhalb der farblos getünchten Wände einer Fremde, die ihr bereits heimischer erschien, als je ein Raum in der Heimat. Daheim wären dieses große seltsame Haus, die vielen Treppen, die vielen ungefälligen Menschen mit Anstrengung und Ermüdung und mit dem Begriff der Dürftigkeit verknüpft gewesen. Wie würde sie sich zu Hause über die vielen Schritte beklagt haben, die sie hier mühelos und gerne tat.

Holz und Kohlen trug sie sich selbst zusammen; denn da sie so große Ausgaben für Farben und Modelle hatte, Bücher und Antiquitäten angerechnet, konnte sie sich nicht auch noch Bedienung halten.

Geduldig kniete sie jeden Morgen auf dem schmutzigen Boden und freute sich immer von neuem an der lebendigen Symbolik des Feueranmachens. — Zuerst der leichtest entzündbare Stoff, Papier und dürres Holz. Eine bestimmte Glut war nötig, um die kärkeren Stoffe zu fassen. Aber schließlich war dieser Glut alles zuzumuten, alles hätte man damit anzünden können, — die ganze Straße, ganz Paris. Und die allmähliche sanfte Wärme, — die sich steigernde Wärme! Die duftende Schokolade kochte und wurde in ein schönes Porzellankännchen gegossen und das Abendbrot hergerichtet. Ein armseliges Tischchen aber ein echter Stoff als Decke, eine kostbare Tasse, aus der die Schokolade fast nach Rokoko schmeckte. Der silberne Löffel stammte aus der Heimat, und da er von der Urgroßmutter herrührte, hatte er Stil. Frische Butter und Weißbrot, Aufschnitt und Obst wurden auf goldgeränderte Teller gebaut, deren Malereien Szenen aus der Revolutionszeit zeigten, Straßenkämpfe oder dergleichen. Anna konnte solche Gegenstände lange Zeit benutzen und sehr schön finden, ohne sie genau betrachtet zu haben.

Auch die hohe Lampe, die von einer Konsole herab ihre Abendmahlzeit beschien, war gewählt und gab eine stille Helle von ihrer großen Glocke und dem wie Licht sich verbreiteden Weiß ihres Porzellanfußes.

Jetzt kneterte sich Anna in dem geschweiften Sessel mit dem zerrissenen roten Damastbezug, und begann vor sich hin zu träumen. Diese entzückende Enge inmitten unermeßlicher Weite, wunderbare Geborgenheit in tiefer Stille mitten im brausenden Leben. Die Bilder, die am Tage an ihrem Auge vorbeigegangen waren, stellten sich jetzt noch einmal vor sie hin. Ein Frühlingsspaziergang durch die Gärten des Luxembourg, die ersten warmen Winde und die ersten spielenden Kinder. Das war heute der letzte Eindruck des Tages gewesen. Der gleiche verheißungsvolle Wind hatte sich in den kleinen Segeln der Schiffchen auf dem Bassin bewegt, der die großen Segel auf dem weiten Wasser blähte, wenn sie als Kind Onkel Valentin oben im deutschen Norden besucht hatte. Und doch war dies alles hier neu und die kleinste Zufälligkeit durchtränkt von einer nicht zu benennenden Verfeinerung, die im höchsten Maße kunstvoll, nie künstlich schien. Den Anfang des Spazierganges hatte ein kurzer Besuch im Luxembourg gebildet und eine Plastik von Rodin, ein Bild von Puvis de Chavannes waren als herosich-zarte Stimmung im Gedächtnis hängen geblieben, die sich mühelos weiter tragen ließ in die abendlichen Gärten. Das eben war's hier: die Linien brauchten nie abgebrochen zu werden, gleich wie in einem prächtigen Gobelin, dessen Grundmuster vorgezeichnet ist und das den Künstler im einzelnen führt, aber nicht bindet.

Nun würden bald die langen Sommerabende beginnen auf die sie sich so freute. Wie wollte sie sie draußen im Freien genießen, umrauscht von uralten Inselbäumen und sanften Flutwassern.

Und wie gütig schien ihr die große Gleichgültigkeit der Straßen und dieses Hauses. Hier wurden einem nicht auf Schritt und Tritt falsche Lügen abgezwungen. Hier konnte man schweigend in neue Spiegel schauen. —

Sie zog Schuhe und Strümpfe aus, bergrub die Füße im weichen Fell und träumte weiter. Reizvoll auch die Erinnerung bei prasselndem Feuer an regenburchweitschte Tage und eine mühselige Pilgerfahrt hinauf zum Montmartre. Die plötzliche Stille einer uralten Kirchenfassade, zurückgerückt in den Schatten eines Platzes. Zeitungsjungen und Marktschreier gellten in Glockenläuten und Uhrenschlagen, und doch in all dem Marktlärm des Lebens als Untergrund eine tiefe Stille, ein Lauschenkönnen. So weit also mußte man fliehen, um zur Sammlung und Selbstbesinnung zu kommen, in ein anderes Land, unter ein unbekanntes Volk.

Im Halbdunkel leuchteten von den getünchten Wänden ihre Malereien auf sie herab, Akte, Porträts und Stilleben. Es war viel entstanden in kurzer Zeit, stets war die Farbe ihr das Ausschlaggebende zu der Wahl einer Komposition und selten irrte sie in dem großen harmonischen Wurf. Doch blieben die Bilder aus einem rätselhaften Grunde stets in Unfertigkeit stecken. Vielleicht, weil ihr die Hauptsache war, daß sie nie in einen trockenen Zustand gerieten. Sie blieben flüssig in einem tieferen Sinne und willig, sich im großen Ganzen wieder aufzulösen.

Anna war mit dem Lehrer, den sie gefunden, zufrieden, — wenn sie dieses Jahr sich zusammennahm, konnte sie im nächsten Frühling im Salon der Unabhängigen ausstellen. —

Freilich galt es noch viel, viel zu tun; die Jugend und damit das Leben verging rasch. Das sah man hier an tausend Beispielen, jungen Menschen, die doch dem Unglück und dem Alter längst verfallen schienen. Natürlich ohne es zuzugeben, — aber gerade deshalb.